



A 985 II

~~ms~~



Schlesische Monatshefte



INHALT:

**ALFRED HARTLIEB · LANDESLEITER SCHLESSEN DES BDO.
DIE AUFGABEN SCHLESIENS**

**DR. GÜNTER OTTO
SCHLESISCHE GLÜCKWÜNSCHE ZUM JAHRESWECHSEL**

**ERNST SCHENKE
IS JOAHR FÄNGT OAN ...**

**DR. GERHARD SCHULTZE-PFAELZER
DIE GROSSE GRENZE**

**DR. HERBERT SCHLENGER
DES GROSSEN KÖNIGS KRIEGSKARTE**

**HANS-GEORG REHM
DOHNAS GALGENBRÜDER**

**HERBERT VOGT
KUHBLÄKE — AMERIKA — WELTENDE**

**BRUNO BREHM
DIE KINDER SPRECHEN**

**ALFRED BÖNSCH
BÖHMISCHE REISE**

**HANS NIEKRAWIETZ / HERMANN OTTO THIEL
GEDICHTE**

BERICHTE

Inhaltsangabe

der Schlesiſchen Monatshefte



Jahrgang 1938

1937-1145



Januar 1938

	Seite
Alfred Hartlieb, Landesleiter Schlesiens des BDO.: Die Aufgaben Schlesiens	3
Dr. Günther Otto: Schlesiſche Glückwünſche zum Jahreswechsel	7
Ernst Schenke: Is Joahr fängt oan	11
Dr. Gerhard Schulke-Pfaelzer: Die große Grenze	15
Dr. Herbert Schlenger: Des großen Königs Kriegskarte	17
Hans-Georg Rehm: Dohnas Galgenbrüder	19
Herbert Vogt: Kuhbläke — Amerika — Weltende	21
Bruno Brehm: Die Kinder ſprechen	23
Alfred Bönsch: Böhmiſche Reife	25
Hermann Otto Thiel: Gedicht	14
Hans Niekrawiek: Gedicht	18
Berichte	30

Februar 1938

Kurt Franz: Blick nach Süden	39
Prof. Dr. Emil Lehmann: Unſere Schlesiſer	43
Alfred Schmidtmayer: Der alte Oberlehrer	46
Prof. Dr. Walther Steller: Sudetendeuſche Volkstrachten	48
Erwin A. Wittek: Tſchechen im Angriff	51
Joſef Schneider: Neue Jugend	54
Dr. Ludwig Petry: Die ſchleiſiſchen Jahrweiſer 1938	55
Guſtav Jungbauer: Schwänke	59
Karl Riebe: Singendes Sudetenland	61
Berichte	64

März 1938

Kreisleiter Müller, Reichenbach: Los von der Not	75
Landrat Dr. Hübner: Die ſchönſte Landſchaft von der Welt	77
Müller-Schlaupik: Von der Eule zum Siling Reichenbach — Das Tor zur Eule Der Dichter Ernst Schenke	78 91 95
Wilm von Elbwart: 1813	83
Dr. Walter Nowoſohnig: Nimptsch im Spiegel der Vor- geſchichtsforschung	86
Bodo Jarzheimer: Die Tracht als Ausdruck neuer Lebenshaltung	88
Gottfried Dietig: Das induſtrielle Geſicht	93
Ernst Schenke: Einigkeit	96
1000 Worte Schleiſiſch	97

Hans-Georg Rehm: Geſchichte einer Entführung	100
Berichte	102

April 1938

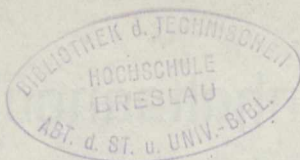
Gauobmann der DRS., Pg. Merz, MDR.: Öſterreich iſt heimgekehrt	119
Kreisſchulrat Alfred Pudelko: Schlesiſen und Öſterreich	121
Univ.-Dozent Dr. Hanns Krupicka: Öſterreich und Schlesiſen in ihren wechſelſeitigen geſchichtlichen und kulturellen Beziehungen	125
Dr. Joachim Herrmann: Schlesiſen und die Muſikkultur Öſterreichs	129
Dr. Erika Wohlgemuth-Krupicka: Kämpfendes Frauen- tum in Öſterreich	132
E. P. Cloſe: Das letzte Wagnis	135
Hans-Georg Rehm: Lebendige Brücke	141
Helmuth Wagner: Straßen des Sieges	143
Berichte	145

Mai 1938

Landesrat Ulrich Mermer: Die feierſtätte auf dem Annaberg	155
Generalleutnant a. D. Bernhard von Hülſen: Dichtung und Wahrheit um die Annabergkämpfe	159
Kreisſchulrat Alfred Pudelko: Der Königsjäger Hilde- brand	163
Sileſeſeacus: Deuſche Kulturarbeit in der Wojewodſchaft Schlesiſen	165
Dr. Alfred Bönsch: Im grünen Oberſchlesiſen	168
Kreisſchulrat Karl Szodrok: für Eichendorff	171
Carl Hauptmann: Aus dem Rübzahlbuch	176
Johanna Nehler: Zu Carl Hauptmanns 80. Geburtstag	181
Berichte	184

Juni 1938

Dr. Erich Meyer-Heiſig: Deit Stoß und Schlesiſen	191
Dr. Ernst Günther Troche: Krakaus deuſche Kultur im Mittelalter	196
Herbert Franze: Das mittelalterliche Deuſchtum in Krakau und Galizien	203
Gerhard Sappok: Deit Stoß Leben und Leistung eines deuſchen Künſtlers	209
Margarete Koch: Heimkehr	213
Berichte	220



	Seite		Seite
Juli 1938		Dr. Alfred Bönsch: Vom Einbaum bis zum Tausend-	
Reichsportführer von Tschammer und Osten: Zum Geleit	227	tonnenkahn	322
Oberbürgermeister Dr. Friedrich Willkommensgruß	228	Berichte	326
Generaldirektor Stadtrat Georg Siefen: Die Feststadt Breslau	229	Oktober 1938	
Werner Gärtner, Pressereferent des Reichsportführers: Das Fest aller Deutschen	231	Stefan Sturm: Der Moorgänger	335
Artur Keiser, Schriftleiter der Pressestelle des Deutschen Turn- und Sportfestes: Das Deutsche Turn- und Sportfest 1938	232	Heinz Brauner: Die Slawen	343
Dr. Theodor Gollnisch: Steine reden	236	Arnold Ullrich: Ein Morgen an der Oder	346
Dr. Ludwig Petry: Breslau — Eine alte Großstadt des deutschen Ostens	240	Heinrich Appelt: Grenzmark Magdeburg	350
Dr. Alfred Bönsch: Feuchtfröhliche Geschichtswissenschaft	246	Theodor Keller: Große Liebe zu einer kleinen Stadt	353
Hans Krause-Margraf: Zwei Oderinseln	253	Dr. Alfred Bönsch: Suscha in der Fremde	354
Berichte	254	Kurt Franz: Tschechen / Slowaken	358
		Dr. Alfred Bönsch: Schlesiſcher Blaudruck	362
		Berichte	366
August 1938		November 1938	
E. G.: Strom des Ostens	263	Arnold Ullrich: Begegnung	371
E. Hoffmann: Schlesien und die Oder	266	Dr. Ernst Birke: Das größere Schlesien	372
Dr. Hans Jung: Die Oder in der Kunst	271	Hans Christoph Kaergel: Gottstein und sein Himmelreich	375
Arnold Ullrich: Fahrt in den Frieden	273	Heinz Rudolph Fritzsche: Das Musikantenvolk Europas	381
Hans Niekrawitz: Am Ufer — Die Badenden	278	Karl-Heinz Kreusel: „Kraft durch Freude“ in der Welt	386
Dr. Josef Giernoth: Die junge Oder	279	Prof. Dr. J. Kitayama: Freizeit und Erholung in Japan	389
Richard Hauptmann: Der Fackelhof	283	Bruno Wildenhof: Der Brückenschmied	392
Dr. Alfred Bönsch: Vom Einbaum bis zum Tausend-	287	Gröger-Bielendorf: Die rute Luppe	394
tonnenkahn	287	Gedichte	384
Berichte	293	Berichte	396
		Dezember 1938	
September 1938		Hirtschberg, das Tor zu den Bergen	407
Direktor Günther Nohl: Nordschlesien als Wanderziel	299	Stefan Sturm: Winterlegende	411
Prof. Dr. Willi Schöber: Aus dem Fraustädter Ländchen	301	Heinrich Rohkam: Die Bauden	414
Hans-Georg Rehm: Stadt im Weinkranz	307	Kreiswart Hans Gruschwitz: „Kraft durch Freude“ und das Riesengebirge	418
Traud Gravenhorst: Die Reise nach Sagan	309	Prof. Dr. Wilhelm Menzel: Die „befeundeten Ausländer“	419
Dr. Joachim Herrmann: Das Glogauer Liederbuch	314	Wilhelm Hese: Segelflieger im Winter	421
Freih. Siedel: Ermeline Rotbeuter	316	Flugkapitän Hanna Reitsch: Meine Heimatstadt	422
Hans-Georg Rehm: Republik Schwenten	320	Herbert Vogt: „Und wer das Brunnlein trinket“	423
		Berichte	425

Schlesische Monatshefte

DIE AUFGABEN SCHLESIENS

VON ALFRED HARTLIEB

Schlesien ist als Grenzprovinz weit in den Osten hinausgeredt. Nur eine verhältnismäßig schmale Ansatzstelle verbindet sie mit dem reichsdeutschen Hinterland. Und die Flügelbastionen im Norden und im Süden, der preußische und österreichische Ostpfeiler unseres Volkes, stehen in keinem unmittelbaren Zusammenhang mit Schlesien.

So stark ihre Nachbarschaft in unserem, die räumlichen Entfernungen überbrückenden Zeitalter wirksam werden kann — zunächst ist die schlesische Provinz als Grenzmark des Reiches zwischen zwei fremden Staaten auf sich gestellt. Diese Lage zwingt zu erhöhter Verantwortung und zur Erfüllung vielfältiger Aufgaben.

Jeder gesunde Organismus zeichnet sich durch sein Bestreben aus, gegen die äußere Umwelt hin stark zu sein. Das gilt auch für Staaten und Völker. Schlesien besitzt erhebliche natürliche Schätze, eine dichte und betriebsame Bevölkerung und in den meisten Gegenden ein reich entwickeltes Siedlungs- und Verkehrsnetz. Nur die Verkehrslage des gesamten Landes ist heute angesichts der Wirtschaftsschranken, welche die Nachbarstaaten um ihre Bereiche gelegt haben, überaus ungünstig. Der innerdeutsche Markt, der für viele Güter allein übrigbleibt, ist durch lange Anfahrtswege von den Erzeugungsstätten getrennt, und das wirkt sich um so verhängnisvoller aus, als gerade die nordöstlichen Grenzkreise der Provinz an sich arm sind an natürlichen und menschlichen Reichtümern. Es ist notwendig — das hat die Entwicklung der letzten Jahre auch immer wieder gezeigt —, daß das reichsdeutsche Hinterland, seine Behörden und seine Bevölkerung diese Schwierigkeiten des vorgeschobenen Grenzlandes mit zu meistern suchen.

Jeder Schlesier muß sich daher bewußt bleiben, daß er nicht nur der eigenen Heimat, sondern dem Gesamtstaat und -volk hilft, wenn er dieses binnendeutsche Verständnis überall für seine Stellung zu erwecken und entwickeln versucht.

Der Schlesier wird zu einer solchen Werbung aber nur dann die innere Berechtigung und die volle Überzeugungskraft besitzen, wenn er selber tapfer und treu auf seinem vorgeesehenen Posten aushält. Es kommt dabei vor allem auf die Aufrichtigkeit seiner inneren Bereitschaft an, die schließlich auch alle äußeren Handlungen bestimmen wird. Wenn man vom oberschlesischen Industriegebiet abieht, pulsiert das Leben in dem Gebirgs- und Vorgebirgstreifen lebhafter als in den Ebenen und Wäldern der rechten Oderuferseite. Die Böden sind hier dürrtiger, die Städtchen kleiner, die Dörfer ärmer. Hinter der Nordgrenze drängt sich vielfach schon geschlossen siedelnd das Nachbarvolk.

Die erste Aufgabe für den Schlesier besteht also nicht nur darin, sich und seine stolze Heimat im gesamtdeutschen Lebenszusammenhang ihrer Bedeutung entsprechend zu behaupten, sondern er hat dabei gleichzeitig alle Teile der Provinz gleichmäßig in seinen engeren Lebenskreis einzuschließen. Und wenn die Grenzkreise Guhrau und Militzsch, Groß Wartenberg und Namslau, Kreuzburg, Rosenberg, Gleiwitz, Groß Strehlitz usw. demgegenüber bisher zu kurz gekommen sind, so muß sich ihnen die öffentliche und private Anteilnahme in allen Kultur-, Geschäfts- und Verkehrsbeziehungen in Zukunft vermehrt zuwenden, um die Nachlässigkeiten der Vergangenheit auszugleichen. Die stille und schöne Landschaft jener Grenzgegenden mit ihren wertvollen Menschen wird es allen denen, die offen und aufrichtigen Herzens zu ihnen kommen, reichlich lohnen.

Erst wenn sie sich auf diese Weise selbst innerlich gleichmäßig durchblutet und kräftigt, kann die schlesische Provinz an die Erfüllung der vielen Aufgaben herantreten, die ihr durch die Lage gestellt sind.

Die gesamt-schlesische Aufgabe steht hier voran.

Der von Volksgenossen schlesischer Stammesart geschlossen besiedelte Stammesboden reicht nach allen Richtungen hin

über das heutige Staatsgebiet hinaus. Im Norden gehören nicht nur die abgetrennten Stücke der niederschlesischen Grenzkreise Guhrau, Militzsch, Groß Wartenberg und Nams-lau dazu, sondern auch der deutschbewohnte Südstreifen Pößens. Im Osten nicht nur das 1922 trotz des deutschen Abstimmungsieges an Polen verlorene Ostoberschlesien, sondern auch jene nur teilweise von deutscher Bevölkerung besiedelten Mischgebiete mit nachhaltigem deutschen Kulturwillen, welche sich ihrem Mundartgebrauch gemäß selbst als „schlonsakisch“ (d. i. schlesisch) bezeichnen, und das heute auf Polen und die Tschechoslowakei aufgeteilte Teschener Schlesien bis zum Jablunkapaf hinauf erfüllen. Im Süden schließlich nicht nur das 1920 abgerissene hultschiner Ländchen mit seiner nach wie vor sich verbissen gegen jede Tschechisierung wehrenden Bevölkerung, sondern auch der ganze mächtige Gürtel deutschen Volksgebietes, der sich vom Kuhländchen an der Oderquelle über den Altwater, das Adlergebirge, Braunauer Ländchen, das Riesengebirge, den Jeschken-Jergau und Nordböhmen bis an die Elbe heran erstreckt. Alle diese Landschaften zeichnen sich zusammen mit den reichschlesischen durch eine grundsätzliche innere Einheit aus, durch ihre schlesische Stammeskultur, die sich in Lied und Bild, Mundart, Siedlung und Flurform, Hausrat, Tracht und Sitte bis heute bewahrt hat und diesen deutschen Stamm der Schlesier von den anderen der Sachsen, Franken, Bayern, Schwaben usw. deutlich abhebt. Auch die politische Zerrissenheit auf mehrere Staaten — früher waren es Preußen und Österreich, heute sind es das Reich, Polen und die Tschechoslowakei — hat diesen natürlichen Zusammenhang nicht lösen können. Im Gegenteil, unter dem Druck der nationalen Unfreiheit ist das schlesische Bewußtsein gerade vor der reichsdeutschen Grenze wieder im Wachsen begriffen.

Allen Ausdrucksformen des Stammestums wenden sich Partei und Staat des Dritten Reiches mit erhöhter Auf-

merksamkeit zu. Die in ihnen verkörperten Grundlagen unseres Volkes treten wieder an die Oberfläche des Lebens. Volkslied und -spiel werden in allen Gliederungen und Verbänden mit neuem, breite Schichten in ihren Bann ziehenden Eifer gepflegt. Naturgemäß kann sich diese Fürsorge, soweit sie öffentlicher Natur ist, nur innerhalb der Staatsgrenzen unmittelbar auswirken. Es muß Sache der Bevölkerung selbst sein, den gesamtschlesischen Zusammenhang in diesen sein Dasein tragenden Grundbereichen lebendig zu erhalten. In jedem Schlesier und insbesondere in jedem jungen Schlesier muß die Gewißheit festwurzeln, daß alles das, was die volksculturelle Bewegung an ihn heranträgt, über die Grenzen seiner engeren Heimat hinaus überall dort zu Hause ist, wo deutsch-schlesische Menschen wohnen, und daß es dort zu Ende geht, wo der Siedlungsraum des Nachbarvolkes beginnt. Wenn er sich einmal mit diesen selbstverständlichen Anschauungen erfüllt hat, kann es ihm auch nicht schwerfallen, sie auf die Vergangenheit zu übertragen. Wir brauchen neben der staatspolitischen ihre volkspolitische Betrachtung. In der Staatengeschichte hat Schlesien kaum eine Rolle gespielt. Es war mehr Objekt der Nachbarmächte, als selbstbestimmender Herr seiner Geschichte. Die Staaten, die seinen Raum beherrschten, haben vielfach gewechselt, und die Fürstenthäuser, denen es einmal untertan war, sind versunken. Was über alle Veränderungen hinweg blieb, ist das Volk.

Und die größte geschichtliche Tat des schlesischen Stammes ist keine staatspolitische, sondern eine volkspolitische gewesen. Sie besteht in der kulturellen Erschließung der Sudeten- und Oderlande und in dem Aufbau eines geschlossenen deutschen Volksgaus an Stelle von meilenweiten, unbewohnten Wäldern und spärlich bevölkerten slawischen Siedlungsinseln. Diese Tat hat mit den politischen Grenzen der Vergangenheit und Gegenwart wenig zu tun. Der Sudetenkamm ist geradezu zum Rückgrat des

werdenden deutschen Volksraumes geworden. Ganz gleichmäßig bedeckten sich seine Nord- und Südflanken mit deutschen Städten und Dörfern, die Einflüsse griffen hinüber und herüber, aus den ober-sächsischen und mainfränkischen, nieder- und oberdeutschen Zuwanderern entwickelt sich, ohne daß wir dem Vorgang im einzelnen zu folgen vermöchten, über alle Berge hinweg schon um 1400 der einheitliche schlesische Stamm. In ähnlicher Weise wurde die alte Nordgrenze gegen Posen hin überwunden, seit die Schlesiern sie in den neueren Jahrhunderten in geschlossenem friedlichen Vorrücken langsam überschreiten.

Besonderheiten tiefgreifender Art stellten sich allein im Osten ein. In der hier gelegenen äußersten Wachstumsspitze war die Stammesbildung noch nicht abgeschlossen. Sie war — friedlich, wie sich das schlesische Leben überhaupt entwickelt hatte — im besten Fortgang, als die westslawischen Nachbarn im 19. Jahrhundert zu einem neuen nationalen Bewußtsein erwachten. Ihre Bestrebungen richteten sich zugleich auf diese schlesischen Stammesgenossen, deren politisches und kulturelles Bekenntnis deutlich nach Deutschland drängte, die in ihrer unausgeglichene, von fremden Bestandteilen durchwirkten Mundart aber genug Ansatzpunkte für die polnische und tschechische Agitation boten. Das Ergebnis waren bittere Kämpfe, die auch mit dem Weltkrieg kein Ende gefunden haben. Sie richten sich heute im auf Polen und die CSR. aufgeteilten Teschener Lande wie in Ost-Oberschlesien mit besonderer Heftigkeit gegen die eingeseffene Bevölkerung, und sie drohen die von deutschem Kulturwillen getragenen Schlonzaken im National-Polentum und -Tschechentum zu ersticken.

Nach alledem tritt die Aufgabe des reichsdeutschen Schlesiern klar hervor: er hat über die schlesische Reichsprovinz die größere Kulturprovinz des gesamt-schlesischen Stammesraumes bei jeder in Frage kommenden Gelegenheit in sein Blickfeld einzuspannen. Sie ist der volkstümliche Nähr-

boden seiner Kraft. Dem vor den Grenzen bitter um sein Dasein ringenden Volksgenossen kann unter den heutigen Umständen nicht besser gedient sein, als mit dem Wissen, daß man in der rückwärtigen Etappe hinter ihm steht. Mit gesichertem Rücken kämpft es sich leichter.

Das gilt wiederum auch für die Stellung Schlesiens im Gesamtzusammenhang des Reiches und Volkes. Wer in der Provinz von der Vorstellung der großen gesamt-schlesischen Stammesheimat durchdrungen ist und allen daraus entstehenden Verpflichtungen, muß sie auch dem Binnen-deutschtum gegenüber überzeugend vertreten. Dann wird nicht nur in der Provinz, sondern im ganzen Reich die Kenntnis von den gesamt-schlesischen Belangen festwurzeln und damit zugleich das Verständnis für die schwergeprüften deutschen Volksgenossen in der Tschechoslowakei und in Polen.

Damit hängen weitere Verpflichtungen Schlesiens zusammen. Es bildet den Mittelpfeiler der deutschen Ostfront. In seiner Landschaft und Kultur, in der Zusammensetzung seiner Bevölkerung und im geschichtlichen Schicksal des Raumes haben sich süd- und norddeutsche Einflüsse vielfältig überschritten. Die Bereitschaft, beiden Seiten des deutschen Wesens gerecht zu werden und zwischen ihnen zu vermitteln, ist groß, das hat sich auch in der zu allen Zeiten bewährten konfessionellen Duldsamkeit des Schlesiern offenbart. Schlesien wird damit zur starken Klammer der deutschen Ostfront mit ihrem durch schwere Rückschläge bedingten unglücklichen Verlaufe und zum bewußten Wächter für ihre gesamtdeutsche Überlieferung. Die deutsche Ostgrenze reicht von der Memel bis zu den Karawanken, sie schließt auch Deutsch-Österreich als tragenden Pfeiler unlöslich in den gesamtdeutschen Zusammenhang ein. Auch das wird der Schlesiern nicht nur sich selbst, sondern allen Volksgenossen einzuprägen wissen.

Hinter diesen vollkommen im Bereich des eigenen deutschen Lebens vorhandenen Aufgaben zeichnen sich die weiteren ab, die aus dem Verhältnis zu den slawischen Nachbarn fließen. Immer wieder ist es durch die notwendige Abwehr unberechtigter Übergriffe getrübt worden und durch eine Nadelstichpolitik, welche die Wunden von Versailles und St. Germain nicht heilen ließ. Immer wieder aber hat sich auch der Wille der deutschen Staatsführung gezeigt, mit dem Nachbarn zu erträglichen — den Frieden fördernden — Beziehungen zu gelangen. Für ihre Entwicklung kann Schlesien zu einem kräftigen Ausgangspunkt werden. Was es in den vergangenen Zeiten an menschlichen und kulturellen Werten an die westslawischen Völker abgegeben hat, ist nicht zu ermesen. Die Spuren seiner Pionierarbeit reichen bis an die Tore des bolschewistischen Rußland, und sie haben die Randstaatenwelt mit vorbereiten helfen, die Europa heute von dessen ausgreifenden Absichten trennt. Der Wille, helfend und gestaltend, nehmend und gebend am Aufbau dieser nächstlichen Völker und Zonen mittätig zu sein, ist nach wie vor in Schlesien lebendig. Seine Südostmessen und zahlreiche andere Bemühungen zeugen dafür. Auch dabei muß es entscheidend auf die Einsatzbereitschaft weiter Kreise der Bevölkerung ankommen.

Im Grunde fließt eins aus dem anderen: der gleichmäßige Stolz auf alle Teile der Heimat wird in ihrem Schoß die Kräfte entwickeln, die ihr im binnendeutschen Hinterland das notwendige Verständnis und die unentbehrliche Hilfe sichern. Aus beiden wird die Einsatzbereitschaft im nächsten gesamt-schlesischen Bereich, der feste Behauptungswille in der gesamtdeutschen Ostfront sowie das Streben nach fruchtbarer Zusammenarbeit mit den fremdvölkischen Nachbarn von selbst erwachsen.

Winter Sonnenwende

Kerzengrade steigt die Flamme
aus der längsten Nacht empor,
und das Licht, das wundersame,
leuchtet wieder,
Nacht sinkt nieder,
herrlich steigt das Licht hervor.

In der Wälder dunkle Tiefen
flieht die aufgeschreckte Nacht,
Feuer leuchten, die nur schliefen,
Lieder steigen,
hört die Geigen,
Licht und Leben sind erwacht.

Brüder, haltet fest zusammen,
ringt euch von den Sorgen frei.
Seht, die Feuer lodern, flammen,
Jahresende,
Sonnenwende,
Nacht und Not sind nun vorbei.

HERMANN OTTO THIEL

Schlesische Glückwünsche zum Jahreswechsel

V O N G U N T E R O T T O

Neue Zeitabschnitte stellen neue Aufgaben an den einzelnen wie an die Glieder einer Gemeinschaft. Da bedarf es guter Wünsche für die Zukunft! Denn wenn auch die einzelnen Aufgaben, die das Leben an den Menschen stellt, nur von ihm allein gelöst werden können, so muß er sich doch stets bewußt bleiben, daß rechts und links neben ihm andere stehen, die für dasselbe Ziel arbeiten. Aus der Gemeinsamkeit des Schicksals und der Aufgabe erwächst aber die enge Bindung aneinander, die bis in die kleinen und großen Geschicknisse des Alltags reicht. Der Beginn eines neuen Zeitabschnittes wird deshalb stets zum Anlaß genommen, gute Wünsche und Gedanken an den Nahestehenden zu richten. Man soll die helfende Kraft eines Wunsches, der aus dem ehrlichen Herzen eines Mitmenschen kommt, doch ja nicht unterschätzen! Steigert er nicht die eigene Lebensfreude, gibt er nicht Mut und Zuversicht? Und das gewiß nicht zuletzt deshalb, weil man es spürt, daß andere Menschen am eigenen Schicksal Anteil nehmen.

Diesen Gedanken der Gemeinschaftsverbundenheit trägt der deutsche Mensch als ein Blutserbe in sich. Ein sichtbares Zeichen dafür ist die Tatsache, daß er seinem Nächsten bei allen Gelegenheiten, die einen Übergang in einen anderen Lebensabschnitt darstellen, Glück und Segen wünscht, sei es zum Geburtstag, zur Hochzeit, zum Berufsantritt — oder eben auch zum Jahreswechsel.

Diese letzte Sitte des Glückwünschens zu Neujahr hat es in Deutschland schon verhältnismäßig früh gegeben.

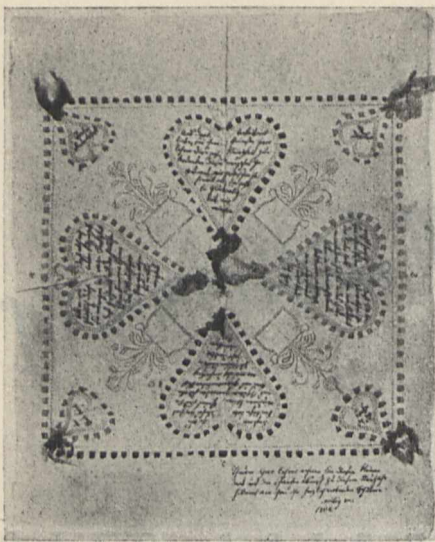
Die ersten Tage und Wochen des neuen Jahres dienen dazu, Freunden und Verwandten Glückwünsche zu überbringen, mündlich oder durch Brief und Karte. Bis zum letzten Tage des Monats Januar dauert diese Sitte in manchen Gegenden. Der Neujahrstag aber ist besonders bedeutungsvoll. „Wie Neujahr, so das ganze Jahr“, sagt man in Schlesien und meint damit, daß der Neujahrstag wichtig und ausschlaggebend für den Verlauf des ganzen Jahres

sei, in ihm liegt gleichsam das Werden der Zukunft schon beschlossen. Wer möchte da mit der Macht seines Wunsches das Schicksal nicht günstig stimmen helfen? Alle Menschen, auch wenn sie sich nur flüchtig kennen, rufen sich das „Viel Glück im neuen Jahre“ zu, sind in diese Zauberluft des guten Wunsches eingesponnen, wiegen sich in Hoffnung und froher Erwartung. Es ist dabei gar nicht notwendig, daß diese Wünsche nun auf die persönliche Lage des Menschen zugeschnitten sind und seine besonderen Verhältnisse berücksichtigen; im Gegenteil: das volksmäßige Denken strebt danach, den Dingen eine Gestalt zu geben, die einmalig und richtig ist, und sie dann immer wieder in derselben Form zu sagen. Deshalb spricht der schlesische Bauer etwa: „Ich wünsch' a glückseliges, freidenreiches neies Johr, fried' und Einigkeit, Gesundheit und Zufriedenheit.“ Oder anderswo ist es Sitte, zu sagen: „Ich wünsch' Ihnen ein glückliches neues Jahr, beständige Gesundheit, Friede und Einigkeit und alles Wohlergehen an Leib und an Seele!“ Aus dem Kreise Briesg ist folgender Spruch überliefert:

„Ich wünsch' Euch viel Glück und Segen
zum neuen Jahr,
daß Euch der liebe Gott bewahrt
vor großem Kummer und Herzeleid,
wie dieses Jahr, so alle Zeit!“

Alle diese Wünsche sind deshalb nicht etwa weniger herzlich gemeint, weil sie zur Formel geworden sind, vielmehr verleiht diese einmalige Form dem Menschen das Gefühl der Sicherheit, es so und nicht anders sagen zu müssen, sie ist von allen Menschen seiner Gemeinschaft als gut und richtig befunden worden, deshalb hat sie auch für ihn Gültigkeit. — Ein wesentliches inneres Kennzeichen der „Sitte“ überhaupt.

So mögen wohl ursprünglich alle Glückwünsche in hergebrachter Form mündlich vorgetragen worden sein. Aber



Schon sehr zeitig finden wir eine Neujahrs p o e s i e, die uns in den sogenannten „Klopfanversen“ und Meisterfingerreimen entgegentritt. Diese Verse haben oft eine sehr schöne sprachliche Form, wie zum Beispiel:

Klopf an, klopf an,
 der himmel hat sich aufgetan,
 darauhs ist hail und sild geflossen,
 damit werdestu begossen,
 Du seist frau oder man.
 So wil ich Dir wünschen, was ich kan.
 Ein kün herz, ein frischen mut
 uns was Deinem Leib wohl tut
 und schön und sterk und weisheit vil
 und was Dein herz nur wil.
 Und gesunden leib und lank leben,
 das muß Dir got auf erden geben.

Als vil tropfen im mer sein
 als manig engel pflegen Dein!
 Als vil stern am himmel stan,
 als manig guts jar ge Dich an!

Diese Klopfanverse weisen auch Verwandtschaft mit dem Brauchtum auf. Noch heute gibt es ja die Nachklänge der alten heische-Umzüge, die zum neuen Jahre veranstaltet wurden. Auch in Schlesien gab es sie. Da zogen die Kinder in geschlossenem Zug vor die Türen, klopften an und sangen oder sprachen ihren Glückwunschsvers. Dafür erhielten sie dann ihre Gaben. Ein solcher schlesischer Kinderpruch lautet:

Ich bin ein kleiner Mann
 Und wünsch Euch, was ich kann.
 Ich wünsch Euch soviel Glück,
 als Gott vom himmel schickt.

heute hat sich die kirche des alten Brauches fast restlos bemächtigt, und in Oberschlesien haben die skolende-Umzüge, bei denen der Pfarrer das haus weihet und die Dreikönigsbuchstaben C + M + B an die Tür geschrieben werden, einen festen Platz im Jahreslaufbrauchtum.

Daß man bei den Glückwunschsversen auch oft seinen derben humor walten ließ, beweist der folgende Vers aus Salzbrunn:

Ich gratulier' Dir zum neuen Jahr,
 ein altes Weib mit grauem haar,
 das hinten bucklig ist
 und 99 klößel frißt.

Die mittelalterlichen Verse, von denen vorhin die Rede war, haben dann bald eine brauchtümliche Verwendung gefunden. Man sagte oder sang sie persönlich, ließ sie durch Boten überbringen. Oft wurden sie auch illustriert, und so dürfen wir sie als Vorläufer unserer heutigen Glückwunschkarten ansehen. Meist war das Christkind abgebildet mit einem Spruchband, das den Glückwunsch enthielt: „Ein guot selig jar!“ Bis in das 17. und 18. Jahrhundert zeigen diese Glückwunschbildchen das Christkind als Gabenspenden. Das kommt daher, daß sich der 1. Januar als Datum zum Beginn des neuen Jahres erst in der Mitte des 17. Jahrhunderts in Deutschland durchsetzte, während die kirche sich im 9. Jahrhundert entschlossen hatte, den Jahresanfang auf den 25. Dezember, den Geburtstag Christi, zu legen. So geschieht es, daß viele Jahrhunderte hindurch die Geschenke zu Neujahr gleichzeitig Weihnachtsgeschenke waren. Und als solche sind sie Reste germanischen Erbes. (Vergleiche dazu den Aufsatz: Schlesiische Weihnachtsgeschenke im Dezemberheft 1936 dieser Zeitschrift.)

Das Glückwunschbrauchtum zu Neujahr ist nicht nur auf die bäuerlichen Kreise der Bevölkerung beschränkt, sondern es hat sich in allen Volksschichten durchgesetzt. Als Kuriosum

Bei hier eine Gratulation mitgeteilt, die Friedrich der Große am 2. Januar 1783 erließ: „Ihre Majestät der König lassen allen guten Herren Offizieren vielmals zum neuen Jahr gratulieren, und wünschen, daß sich die übrigen so betragen, daß sie ihnen künftig auch gratulieren könne.“

Die mittelalterlichen Verse werden im 17. und 18. Jahrhundert von handschriftlich geschriebenen abgelöst, von denen auch einige schlesische erhalten sind. Sie wenden sich in langer, oft etwas rühfeligter Rede, dem Zeitstil entsprechend, an Eltern, Großeltern und Lehrer. Aber wenn uns auch die Sprache der Zeit nicht in allem mehr behagt, so zeugt doch die Mühe und Arbeit eines solchen eigenhändig gemalten und umstochenen Briefes von der Dankbarkeit, Pietät und Ehrfurcht gegenüber den Eltern, die uns auch heute noch zu beeindrucken vermag.

Ein solcher Brief, der mit dem Jahre 1834 gezeichnet ist und aus Herzogswaldau stammt, ist mit bunten Blüten, Vergifmeinnicht und Blättern verziert und mit einer Nadel sorgsam umstochen. Mit ungelinker Hand und oftmals verbesserten oder gar ausgestrichenen Worten schreibt da ein Kind an seine Großeltern:

„Herzlich geliebte Großeltern. Gott hat uns nun alle wieder ein Jahr verleben lassen, dafür ich ihm stündlich danke, daß er uns so gnädiglich vor allem Unglück behütet hat. Ich will ihn aber auch recht herzlich bitten, daß er Euch, liebe Großeltern, auch in diesem neu angetretenen Jahre vor allem Unglück behüten möge und noch recht lange zu meinem Wohle leben mögt. Wie viele Liebe habe ich schon von Ihnen genossen. Ich will aber dafür recht folgsam und fleißig sein und mich recht bemühen, Ihrer Liebe mich immer würdiger zu machen. Darum bittet meinen nicht zum Besten ausgefallenen Neujahrswunsch in Liebe anzunehmen und wolle es Gott, daß ich es künftiges Jahr durch mein fleißiges Schulegehen anständiger an Euch richten kann. Zum Schlusse eines alten und Antritt eines neuen

Jahres wünscht von ganzem Herzen meinen Großeltern und allen Angehörigen vollkommene Gesundheit dero ganz gehorsamer Enkelsohn Gustav Herrmann.“

Der Neujahrsbrief einer Schulklasse an ihren Lehrer aus Metschkau, Kreis Striegau, ist auf grünes Papier geschrieben, die Herzen sind mit dunkelgrünem und rotem Band durchzogen, und in den Zwischenräumen befindet sich jedesmal ein mit Nadelstichen gezeichneter Blumentopf. Der Text, der auf die einzelnen Herzen verteilt ist, lautet:

„Aus Dankbarkeit und Liebe sei Ihnen teuerster Herr Lehrer diese große Kleinigkeit zum Andenken dieses Neujahres gewidmet. Wir wünschen Ihnen hiermit alle die größte Glückseligkeit. Wir wünschen recht herzlich, daß Sie diesen Ehrenposten, zu welchen ihn der liebe Gott schon von Kindheit erkoren hat bis in das späte Alter in bestem Wohlstande bekleiden mögen. O, wie sehr freut sich unser kindlich Herz, daß wir ihn aus kindlicher Liebe dieses Geschenk widmen können. Theuer sind sie uns Schülern geworden für allen bei uns angewendeten Fleiß, wo wir auch unser Herz zu diesem neuen Jahr dankbar niederlegen. O, da bitten wir, daß auch nach glücklich durchlebter Pilgerzeit, Sie erlangen die ewige Seligkeit, daß geschmückt mit der himmlischen Ehrenkrone am Throne des Allmächtigen prangen mögen bis in alle Ewigkeit.“ In den kleinen Herzen, die die Ecken ausfüllen, steht der Spruch: „Treue Freundschaft wanket nicht, bis das Herz im Tode bricht.“

Noch gekünstelter wirkt der folgende Brief, der aus Herzogswaldau stammt und die Jahreszahl 1822 trägt. Die Fläche ist in vier Felder aufgeteilt, die Seiten mit Vergifmeinnichtranken bemalt, das Mittelornament trägt vier rosa Herzen im vierteilten Kreis und ist wiederum von Vergifmeinnicht umgeben... Der Text lautet:

„Theuerste Eltern! Den Anfang des Jahres weiß ich nicht besser zu feiern als dadurch, daß ich Ihnen in meinem kind-



lichen Herzen ein Denkmal der Liebe und dankbaren Gefühle errichte. Meine guten Vorsätze will ich erneuern, Ihnen in dem folgenden Jahre recht viel Freude und Ihrer Liebe mich immer würdiger zu machen. Die Tage meines Lebens eilen dahin und ich sollte nicht meine Dankbarkeit gegen Sie, gute Eltern, an den Tag legen, die mir schon so viel Gutes erwiesen haben. Sie schickten mich in die Schule, halten mich ferner zu allem Nützlichem an, was einst mich hier und nach meinem Tode mich glücklich machen wird. Ich will den lieben Gott bitten, Ihnen alle diese Wohltaten zu vergelten. Mein eifriges Bestreben soll auch sein, ein guter und nützlich Mensch zu werden. Der gütige Gott, der auch in mein Herz sieht, kennt meine aufrichtigen Wünsche für Ihre dauerhafte Gesundheit, für eine ungestörte Seelenruhe und für ein ungestörtes Alter. Allen den Segen, den Sie durch Ihre stillen häuslichen Tugenden so sehr verdienen, wird er Ihrem heiteren Lebensabend schenken. Möchte die Vorsehung mich bald in den Stand setzen, Ihnen meine Dankbarkeit auf eine tätige Art zu bezeigen. Mit dieser Dankbarkeit und mit der vollkommensten Verehrung werde ich bis in das Grab sein Ihre gehorsamste Tochter Johanna Dorothea."

Und ein letzter Brief aus dem Jahre 1828, dessen Text im Oval mit einem roten Band umgeben ist und dessen Schmuck aus nadelgestochenen Blüten- und Blattornamenten besteht, lautet:

„Verehrungswürdige Großmutter! Wie glücklich fühle ich mich heute, Ihnen Glück zum neuen Jahre zu wünschen, wie vielen Dank bin ich nicht dem lieben Gott schuldig, daß er Ihnen von einer schweren Krankheit befreit hat, o, möchte doch der liebe Gott auch Ihnen in dem neu angetretenen Jahre, Sie von jedem Übel befreien, und noch lange Ihrer Enkelkinder zur Freude leben, die so viele Wohltaten von Ihnen empfangen haben. Möge Ihnen Gott, der Vergelter für alles Gute, was Sie uns erwiesen haben, auf die aus-

gezeichnetste Weise belohnen und Ihnen jede Freude des Lebens schenken, die Sie sich wünschen, und die Ihnen wahrhaft nützlich und ersprießlich sein kann. Täglich soll es meine heiligste Pflicht sein, alle meine Kräfte auch zu bitten, mich Ihrer Liebe immer würdiger zu machen. Nicht nur dieses Jahr, nein, bis zur höchsten Stufe des Alters begleite Sie Gottes Segen. Schenken Sie mir ferner Ihre Großmütterliche-Liebe und Zärtlichkeit. Kann ich auch diese nicht so erwidern, als ich es wünschte, so werde ich doch nie aufhören, mir Ihr Wohlgefallen, Ihre Zufriedenheit zu verdienen. Ewig werde ich sein Ihre dankbare Enkeltochter Johanna Dorothea G."

Zum Schluß soll noch ein anderer Zug im Neujahrsbrauchtum erwähnt sein. Einzelne Berufe haben eine besonders enge Beziehung zum Neujahrsbeginn gehabt, wie zum Beispiel heute noch Milchmann, Zeitungsträger, Briefträger u. a., die an diesem Tage auch erst ihre Jahresgeschenke bekommen, im Gegensatz zu anderen Berufen, die sie zu Weihnachten erhalten. Sie übernehmen auch heute noch oft die Rolle des Glückwunschträgers, indem sie einen Spruch aussagen oder einen gedruckten Glückwunsch ins Haus bringen. Einem Stand fiel aber das Glückwünschen sozusagen „von Berufs wegen“ zu, dem der Stadt- und Nachtwächter. Ein solcher Spruch aus Breslau vom Jahre 1740 möge unsere Betrachtung schließen und gleichzeitig auf das neu angebrochene Jahr 1938 Bezug nehmen:

Höchster! Steh diß Jahr uns bey.
Deine Hand woll uns bedecken,
Laß kein Graeßlich feurgedrey
Unstre Mauern nicht erschrecken.
Hunger, Pest und Wasser-Noth
Und was zu verderben droht
Wende ferner allerwegen
Und gieb Stadt und Land den Segen!

Is Joahr fängt oan...

Gieh ei derr Winternacht übersch feld,
Wie gesturba leit um diech rimm die Welt.
Aber die Erde, die jitz ruht
Jes nicht gesturba, ies nich tut.
Schunt rühst sichs under derr weiße Decke,
Diel falmia wulln raus aus ihrem Verstecke.
Heemlich, ganz heemlich keimts oller Enda,
Nimmt 'm Winter die Macht aus a Hända.
Und koans oo kenneer sahn und hiern,
Is werd sich wieder und wieder rühn.
Keima und treiba werds wetter und wetter,
Denn is feld viel kurn und derr Boom viel Blätter,
Und Groas viel die Wiese, und Bluma derr Keen,
Und gruß watn viel, woas jitz schwach ies und kleen.
Oller Enda rühn sich Kräfte,
Tief ei derr Erde treiba Säfte,
Schnie und Eis decka olls noch zu,
Aber is bleit nich asu,
Denn is Frühjoahr verlangt seine Macht,
Ober Schnie und Eis ei derr Winternacht.

V O N E R N S T S C H E N K E

Strenge Regentschoft

Jitz regiert a wieder, derr Januar. 'N dicka Schosfspelz hoot a oan, ollmächtige Stieweln onn a Benn und 'n Pudelmütze uff'm Kuppe. Lang ies sei Boart und schluhweiß, und Eiszoppa hänga droan runder. Furcht och, wie derr Schnie quietscht, wenn a geganga kimmt, ei senn schwera Stieweln, dar ale weißbärtige Moan. Schnie und Eis hoot a ins mielgebrucht und grußeer Kälde. Weiß gewurn sein die Flecker und die Wiesa, die Püsche und die Berge, weiß gewurn ies jedes Steigla und jeder Keen. Und immer noch schneits. Immer noch folln gruße flocka, und Eiszoppa hänga onn a Dächern, lange Zoppa wie Urgelpseifa oanzufahn. Mondmoll fällt eene runder und zerbricht. Doas hiert sich oan, als wenn a Stücke Gloas ei Scherba gieht. Klerr machts und klimpert awing, wie Gloas klimpert und klerrt. Lange schunt sein olle Teidje und Grabla zu, denn a hoot 'n kala Odem derr Januar, und a ief a gestrenger Regente. Die Menscha hoan sich ei die Häuser verkrudja, nohnnde zum Uwa hien. Durt sita se und sahn zu, wie dar ale weißbärtige Moan Eisbluma onn die Fenstercheiba moolt. Is Feuer summt eim Uwa und sprecha voo derr Kälde und voo dar gruße Windswäbe, die derr Schniesturm aufgeschicht't hoot, unda eim hohlwäge bei derr Woffermühle. Und immer wieder wärma se sich die erstorrtta Hände om Kacheluwa. Und draußa fliega die Schworzkroha und hadka mit ihra langa Schnäbeln uffs Eis und fliega hungrig hien und hat, immer wieder. S'ies Winter, ihr Leute, — Eismond. Derr Januar regiert.

Is Joahr fängt oan!

Wieder hoot a neues Joahr oangefanga. Wieder ies Silvesternacht gewaast. Tulle getrieba hoots derr wilde Jäger wieder, ei a heeliga Zwölf Nächta. Mondher Boom eim Püsche, mondher ale storke Boom ies umgebroscha, wie se drüber

hien roaste, die wilde Joad. Und woarsch nich monchmoll, als wenn die Häuser gezittert hätta eim Sturme? Jih sein se verbei, die heeliga Zwölf Nächte. Und verbei ies oo derr Silvesterabend. Aber merr rāda noch dervoo, wenn merr om Uwa sita. Merr sprecha dervoo, wie merr ei derr Silvester-nacht Blei gegussa hoan, und merr versucha immer wieder die Zukumft zu ergrūnda. Und die Treeme lān merr ins aus, die merr hotta, denn woas derr Mensch ei a Zwölf Nächta treemt, ehb gutt oder schlimm, doas gieht ei Erfüllung. Freilich — is gleeht nich jeder droan, und die Zeita sein verbei, wu ma obends nausging, sich uff a Acker late und ei die Zukumft hurchte. Derr Doater Petschelt und derr Doater Überschār, die hoans neulich noch amoll gemacht. Ma sellds nich ferr meeglich haln, ihr Leute, die sein naus-geganga und hoan ei die Zukumft gehurcht. Die sahn und hiern immer viel, die beeda. Derr Doater Petschelt sitt gliehnige Schweine, dreibeinige Hoasa, Männer ohne Kuppe, weiße, schwarze und griene Mäuse. A sitt Sārge uff'm Frooschteiche Schwimma, feurige Tracha ei derr Luft rimm-fliega, a sitt Dögel mit vier flügeln, zwee Köppa und drei Schwänza. Glienige Pfarde, Uhsa und Kälber sitt a, und wenn a stotts zwee Oga vier oder sechs Oga hätte, sähg a noch viermoll oder sechsmoll asu viel. Aber a hoot blus zwee Oga, derr Doater Petschelt. Derr Doater Überschār wieder, der sitt nisch, aber a hiert olls meegliche. Glocka hiert a läuta mitta ei derr Nacht, Trumpeta blofa, Gewehr-schüsse knolln mitta ei derr Stube, a hierts zischa, winseln, lacha, heuln und haucha. Und olle Nächte ei derr zwölfte Stunde hiert a, wie jemand onn sei Bette tritt und: heinrich, heinrich! haucht. heinrich, biste doo? heinrich, dei lehtes Stündla hoot geschloan! Schunt seit zwanzig Joahrn hiert a doas, aber is lehte Stündla ies immer noch nich gekumma beim Doater Überschār. Doas eene aber steht feste, wenn a vier oder sechs Uhrn hätte, doo tät' a vier- oder sechsmoll asu viel hiern, aber a hoot äbenst blus zwee Uhrn, derr Doater Überschār. Nu worn se äbenst mitsonna naus-

geganga und hotta sich uff a Acker gelät. Aber is hätte bale a bieses Ende genumma, denn die hotta sich erschicht siehr lange eim fratschem gestärkt, und weil se olle beede nich viel vertroan, worn se müde gewurn und buchstäblich eigeschlofa. Zu ollem Unglücke hotts noch oangefanga zu schnein, und wie se nu wieder aufwachta und awing nüchtern wurda, duchte se zuerschicht, se läga under enner grußa weiße Juedcke. Stellt euch doas amoll vür, — die hätte ju kinna erfriern olle beede. Ju, ju sichte Geschichta possiern jih, wenn is Joahr oanfängt, denn 's ies 'n goar sunderboare Zeit um die Zwölf Nächte rimm. Stille, ihr Leute, — hoots nich eim hinnerstolle gepultert? Doas hoan derr fuchs gewaast sein. Kummt schnell naus, merr müssa noochsahn, scheecha müß' merrn, doas a ins nich die hinner kullt.

Woas derr Schniemoan spricht

Doo stieh' iech ei dar Kälde hier haufa. Gestern obend bien iech gebaut wurn. Die Kinder hoan mieh gebaut, nu stieh iech doo und friere und um mieh rimm klingeln die Schlieta. Betracht't euch blus die Eiszoppa onn a Dächern, hurcht bluß wie derr Schnie quietscht, wenn die Pauern gelofa kumma. A dicker Kerle, sprecha se, wär' iech. Freilich bien iech a dicker Kerle. Aber woas nuht mieh denn doas, wenn iech hier haufa stiehn muuß und friern? Wār' iech a Pauer, doo hätt' iech mei Haus und menn Uwa. Doo braucht iech merr die Knichla nich obzugefriern hier haufa. Dan Leuta giehts gutt, die Leute laba. Ee Schweinschlachta übersch andre macha die jih. Derr fleischer muuß odk immer gerannt kumma, onn mieh denkt kee Mensch. Nich amoll 'n Taller worme Wurschtsuppe bringa se merr raus. Zu woas braucht a Schniemoan Wurschtsuppe? denka die. Dar hoan sich voo Eiszoppa nähren. Du lieber Himmel, doo fängts ju oo schunt wieder oan zu schnein. Grußmächtige flocka. Ma

werd noch ganz weiß warn, ganz weiß werd ma noch warn. Verbeine sitt ma jitze schunt aus wie a Müllerknecht. Satt ock, satt ock, wie doas schmeißt! Und die Krocha macha 'n Lärm! Krah, krah, macha se ock immer, doo kimmt noch viel Kälde. Jhr Ganla drüba eim Howe pläkt nich asu, Bello mach' nich asu 'n Spektakel, iech koan deine heesre Stimme goarnich hiern. Satt ock, satt ock, inser Omtmoan macht 'n Schlietaportie. Kling klang giehts ock immer. Schien hiert sichs oan, aber woas hoa iech denn derwoo? Die nahma mich doch nich miet. Noch kee eenziges Moll bien iech ei emm sichta Schlieta gefoahrn. Ma ies äbenst blus a Schniemoan. Ma gilt nischt, ma hoot weder Grund noch Boden, weder Kühe noch Pfarde, ma muuß fruh sein, doß ma labt. Wie schien wärsch, wenn ma blus amoll awing drinne ei derr Stube hingerm Uwaluche sika kännde, aber nich amoll doas ies eem vergunnt. Plomp druuf, iech schloß' jit awing, und uffs Frühjoahr, wens werd worm warn, doo giech' iech uff Wanderschoft, doo nahm' iech mei Gelumpe, mach' mich zum Durfe naus und kumm' nimme wieder, asu woahr wie iech Schniemoan heesfe.

foahrt durch a Puusch

Meer foahrn durch a Puusch. Kling klang gieht die Schelle, und tief runder biega sich links und rechts die beschneita Äste. Ei derr Weite hiert ma Äxte kracha. Doas sein die hulzleute, die durt arbeita. Grufe stocke Eecha schmeißa se, sichta und Kiewern. Hurch, fällt nich wieder eene? fällt nich durt wieder a Boom? Wie aalt maag a gewaast sein? Wie lange maag a gestanda hoan hier uba? Kling klang gieht die Schelle a breeta Puuschwäg naus. Derr Odem dompft, derr Schimmel hoot tüchtig zu ziehn, denn derr Schnie leit huuch eim Pusche, und onn Windswäba fahlts nich. Hü hü! Nu sein merr stedka geblien. Nu giehts nich wetter! 'N weiße Mauer versperret ins a Wäg. Aber derr Schimmel ies tüchtig,

a schoffts, merr kumma durch. Kling klang, kling klang, giehts wieder under verschneita sichta hien. Rehe trata raus und sahn zu ins rüber. Derr Fuchs duckt sich eis Junghulz, wu onn jedem Zweigla derr Raufreif hängt und die klenn sichta weiße Pudelmüha troan.

Winternacht

Weiß ies die ganze Welt, weit und breet. Und über a feldern stiehn die Sterne kloar und gruß. Winternacht. Uff'm Mühlteiche kracht is Eis, — woo derr Kälde ausomma-gesprengt. Füchse schleicha üms Durf, aber weit und breet ies kee Mensch zu sahn. Jit leit derr Tud uff derr Lauer. Jit kimmt a und nimmt miet, woas a trifft. Hier a Tier, und durt enn Mensch. Ei monches Haus gieht a nei und verricht't sei Werk und moncher muuß miet, dar is neue Joahr noch hoot kumma gefahn. Stille liega die Äcker. Wie tut liega se doo, under derr weiße Decke. Warn se ins wieder gan eim neua Joahre woas merr braucha? Kurn und Struh, Klie und Mais, Rüba und ollerlee Frucht? Weiß und stille liega se doo, aber drunder, tief under derr weiße Decke rüht sichs schunt. Denn die ies nich tut, die Erde, und merr giehn ju uffs Frühjoahr zu, wenn oo die Welt jit noch erstort leit.

Winternacht! Weiße felder weit und breet, Sterne, Raufreif und Eis. Derr Januar regiert, a neues Joahr hoot oangefanga!

J Ä H R E S R I N G

HERMANN OTTO THIEL

frühling Noch sind die felder und die fluren weiß,
Doch kommt der frühling übers Land geflogen,
Schmilzt er den Schnee und bricht des Winters Eis. -
Es tropft ganz leis; es regt sich schon der keim,
Die Sonne fährt in großen himmelsbogen
Und führt den frühling auf die Erde heim. -
Es grüßt das Land und tausend Blumen sprießen,
Daß Menschenherzen jubelnd überfließen.

Sommer Unter schattigen Waldesbäumen
Duftige Blumen am Weiher träumen,
Goldreife felder im Windhauch sich wiegen,
Summende käfer darüber fliegen.
hörst du das schmetternde Lerchenlied,
Das mit dem Wanderer sonnenwärts zieht? -
Überall Sonne, überall Licht,
Das allen Jammer der Erde zerbricht.

herbst In fatten farben prunkt die Welt,
Es reift die frucht auf Erd' und Ästen,
Der Bauer fährt sie heim vom feld
Und lobt den herrn und dankt den Gästen,
Daß Gottes Segen reift die Saat
Und hilfreich ist der Menschen Tat. -
Es fällt das Laub, das Jahr will sich vollenden,
Es neigt die Sonne sich zu neuem Wenden.

Winter Nun deckt ein weißes kleid das Land,
Erstarrt ist alles Leben,
Der Winter droht mit kalter hand,
Daß herz und Seele beben.
Verborgen aber glüht ein Licht,
Das hoffnung weckt und zuversicht. -
Wir wollen gläubig in die zukunft schauen
Und tatenfroh und stark dem neuen Jahr vertrauen.

DIE GROSSE GRENZE

VON GERHARD SCHULTZE-PFAELZER

„Sie befinden sich hier durchaus nicht in Preußen, sondern in dem Großherzogtum Posen, mein Herr! Sie befinden sich in einem Freistaat, den die Mächte Europas garantiert haben!“ Auf dem Hauptbahnhof in Posen, in später Nachtstunde, schleuderte mir ein junger Pole diese Worte entgegen, und wahrlich, sie verblüfften mich.

Es war ein paar Jahre vor dem Weltkrieg, ich kam vom heimischen Ostpreußen, hatte in Posen gegen drei Uhr nachts den Zug verlassen und wollte eine Stunde später in den sogenannten „Milchkannenexpress“ nach Breslau umsteigen. Während ich im Wartesaal bei einer Tasse Kaffee die Zeit verrinnen ließ, stürmte eine Schar junger Leute hinein, und sie nahmen neben mir Platz. Sie kamen wohl von einer Kneiptafel und waren beschwingt.

Mich ärgerte es plötzlich, daß sie in einem beherrschenden Tone polnisch sprachen, sie waren offenbar Studenten wie ich auch, also doch deutsche Studenten, denn in Deutschland bestand ja keine polnische Universität. Es gab allerdings in Posen eine „Akademie“ mit gewissen polnischen Vorlesungen, gewissermaßen eine Dreiviertel-Hochschule, die wir eben nicht recht für voll ansehen wollten.

Unvermittelt und wohl auch nicht allzu freundlich mischte ich mich in ihr Gespräch, auf deutsch natürlich, dann mußten sie mir jedenfalls in deutscher Sprache Antwort geben. Sie taten es auf eine unerwartet höfliche, ja liebenswürdige Art, und schon nahm mich der Strom einer lebhaften Unterhaltung auf. Sie waren in der Provinz Posen zu Hause, polnische Bürgerkinder aus kleinen Nestern, bekamen von ihrer Volksgemeinschaft eine Beihilfe zum Studium und hatten dafür nationalerzieherische Pflichten für später übernommen.

Das erfuhr ich natürlich nicht gleich, doch ich hatte beschlossen, den Milchzug nach Breslau ohne mich starten zu lassen, und nun konnte ein grenzenloser Disput beginnen. Also hinein in die polnische „Frage“! Mir tat sich eine polnische Welt auf, von der selbst wir Ostdeutschen kaum

AUS DEM GLEICHNAMIGEN BUCH
ERSCHIENEN: SAFARI-VERLAG · BERLIN

einen Schimmer hatten; man hatte uns auf unseren höheren Schulen zu einer historisch-politischen Ahnungslosigkeit in allen Dingen erzogen, die vor unserer Haustür lagen. Wir gaben schon als Schüler unser „Dittchen“, wie der Groschen östlich der Weichsel hieß, für den „Deutschen Ostmarkenverein“, der kräftig auf die widerspenstigen Polen schalt, die alle Segnungen des Preußentums mit Undank vergälten. Ich kannte die Ansiedlungskämpfe im Posenschen und im Netzedistrikt, hatte die harte Sprache der Statistik in mich aufgenommen und glaubte zu verstehen, worum es ging, nämlich um Schule und Wirtschaft, um „innere“, um wirklich nur innere Kolonisation, um innere Politik.

Doch diese polnischen Jünglinge, der Nachwuchs der fremdvölkischen Führerschicht, taten gar nicht wie eine preussisch-deutsche Oppositionsgruppe mit besonderem Kulturanliegen. Nein, sie bewegten sich geradezu in einem überstaatlich-polnischen Vorstellungstraum! Warschau und Krakau schienen sie viel mehr als Breslau und Berlin zu beschäftigen. Sie empfanden und urteilten so, als gäbe es noch ein polnisches Reich oder wenigstens polnische Sonderstaaten, als hätten die umliegenden Mächte nur zeitweilig den polnischen Boden besetzt und zerrissen. Das war für mich damals unerhört und unfassbar.

Was redeten die vom Freistaat Posen, der gar nicht zu Preußen gehöre, und vom Königreich Warschau? Sie behaupteten, der Wiener Kongreß hätte ja Polen gar nicht verschwinden lassen, sondern der russische König von Polen und der preussische Großherzog von Posen wären rechtsbrüchig geworden. Die polnische Nation würde zu gegebener Zeit ihre Rechte geltend machen und ihren Staat dieses Mal ohne fremde Potentaten erneuern. „Und wann könnte das sein?“ fragte ich hilflos.

Sie lächelten orakelhaft, und einer sagte: „Einer unser großen Dichter, den Sie doch nicht kennen werden, hat in dem Jahre, als Ihr Goethe starb, ein Gebet zum Himmel

gesandt: ‚Um den allgemeinen Krieg bitten wir Dich, o Herr, für die Freiheit der Völker.‘ Ich schauderte. Sie beten um Krieg! „Das war wohl der Haß der enttäuschten Empörer“, gab ich zurück, „weil der polnische Aufstand damals niedergeschlagen war. In den achtzig Jahren hat sich seither nichts geändert.“

Die Polen saßen mit undurchdringlichen Mienen da. „Es hat sich inzwischen sehr, sehr viel geändert“, sagte einer langsam, und fügte hinzu: „Es fragt sich nur, welche von den beiden Teilungsmächten zuerst zusammenbricht.“

Nur erreichte dieses aufregende Nachtgespräch seinen dramatischen Höhepunkt. Es ging darum, ob Rußland oder Deutschland-Österreich in Trümmer zerfallen werde. Ich merkte sofort, daß meine Polen hier geteilter Meinung waren. Sie maßen sich mit heftigen Blicken und sprachen wieder polnisch, wovon ich nur das wenigste verstand.

„Er würde nämlich am liebsten nach Krakau zu Pilsudskis Schützen gehen“, sagte einer zu mir, um mir die Situation zu erläutern, die ich doch nicht so schnell verstand. „Deinen Omowski werden die Russen reinlegen, wie sie immer unser Verhängnis waren“, gab der andere zurück.

Allmählich kam ich dahinter: Pilsudski, das war der Mann, der Polen mit Hilfe des Dreibundes durch Zertrümmerung Rußlands wiederherstellen wollte. Omowski, das war der Panlawist, der polnische Russenfreund, der Deutschenfresser, der das künftige Polen nur aus der Besiegung Deutschlands durch die Tripleentente erstehen sah.

Zum ersten Male hörte ich die beiden Schicksalsnamen Pilsudski und Omowski. Ändern Tages schlug ich in einem Handbuch nach und fand mehr über sie und ihre Sache. fand überhaupt, daß ich als „Ostmärker“ mit verbundenen Augen „auf Vorposten gestanden“ hatte. Unser alter wilhelminischer Patriotismus stand nämlich immer „auf Vorposten“, ohne die entscheidenden Vorgänge wahrzunehmen.



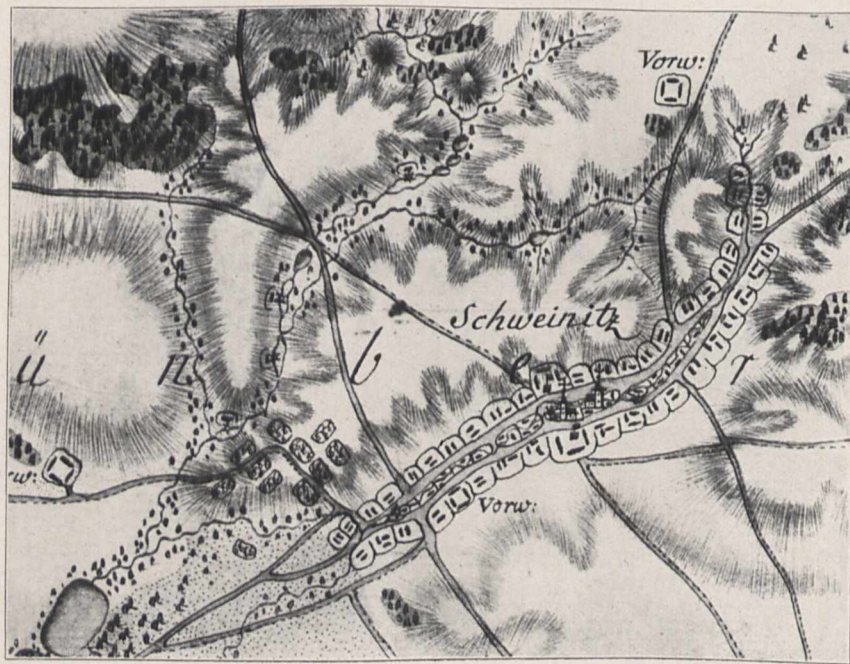
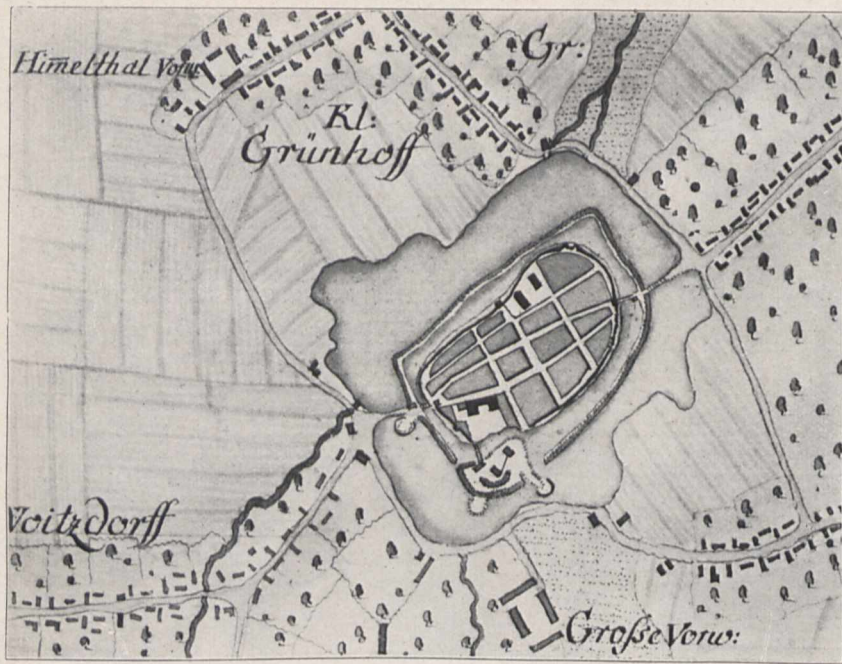
RATHAUSTOR BUNZLAU

Aufn.: Leinkauf (3)

U N B E K A N N T E S S C H Ö N E S S C H L E S I E N







AUSSCHNITTE AUS DER
WREDESCHEN KRIEGSKARTE

Des großen Königs

KRIEGSKARTE

VON HERBERT SCHLENGER

Eine Kriegsführung ohne Karte ist heute undenkbar. Aber nur wenige werden sich wohl für die Kriege vergangener Zeiten eine Frage vorlegen, die diese wehrwissenschaftliche Tatsache untersuchen möchte. Der Gegenwart liegt die Annahme, daß sich auch die in die Geschichte eingegangenen großen Strategen dieses vorzüglichen Hilfsmittels bedient haben, zu nahe. Trotzdem bleibt es aufschlußreich, an Hand einer fest umrissenen Frage einen Blick in die Arbeitsstatt bedeutender Feldherrn zu werfen und zu sehen, welche wehrtechnischen Hilfsmittel sich diese militärischen Genies geschaffen haben, um ihre Schlachten zu schlagen. Auch die heutige Generalstabskarte hat in dieser Hinsicht ihre Geschichte.

So lehrreich die Beantwortung dieser allgemeinen Frage auch sein würde, sie muß hier doch eingeschränkt werden. Wir wollen sie als Schlesier nur für den Feldherrn stellen, der seine größten Schlachten in unserem Lande geschlagen hat, Friedrich den Großen. Als die preussischen Regimente 1740 in Schlessien einmarschierten, fanden sie die von Wieland angefertigten Karten des „Atlas Ducatus Silesiae“ vor. Es waren große Übersichtskarten, die wohl Ortschaften, Wälder, Straßen und politische Grenzen nachzeichneten, für die Bewegungstaktik Friedrichs des Großen jedoch nur beschränkt verwendbar waren. Das hatte der große König in den ersten beiden Kriegen um Schlessien selbst oftmals erfahren müssen. Darum beschloß er bald nach dem zweiten schlesischen Krieg, eine Landesaufnahme von Schlessien durchführen zu lassen, die ihm für wahrscheinliche spätere Kämpfe in Schlessien als Grundlage dienen sollte. Mit der Ausführung dieses Planes beauftragte Friedrich der Große den Ingenieur-Oberstleutnant von Wrede, der sich schon unter seinem Vater als Kartograph und Ingenieur-Offizier bewährt hatte. Wrede war der Festung Glatz zugeteilt und hatte von hier aus bereits in den ersten Jahren der preussischen Zeit eine genaue Karte

der Grafschaft Glatz hergestellt, die mit der Eroberung der Festung Glatz im Siebenjährigen Kriege in die Hände der Österreicher fiel und sich heute im Besitz des Kriegsarchivs Wien befindet. Wrede begann bald seine Arbeit. In seinem Mitarbeiterstabe befanden sich einige jüngere Offiziere, die sich später noch durch eigene Kartenwerke hervortun sollten. Von 1747 bis 1753 reiste dieses Aufnahmekommando durch das Land. Die Landräte hatten für Vorspann zu sorgen und die erforderlichen Hilfsarbeiter für das Tragen der Meßketten und Meßplatten zu stellen.

Die Arbeit wurde in fünf Abschnitten durchgeführt, der erste Abschnitt umfaßte die Gegenden längs der schlesischen und pommerschen Grenze von der Lausitz bis nach Mähren. Es war dies das Gebirge, dessen strategische Bedeutung nicht bloß der König vor der Schlacht bei Hohenfriedeberg deutlich erlebt hatte, sondern dessen Tücken auch seine Generale in vielen kleinen, mehr oder weniger glücklichen Gefechten häufig zu spüren bekamen. Innerhalb eines Jahres, 1747, wurden in Feldarbeit und am Zeichentisch 42 Sektionen bunte, handgezeichnete Blätter im Maßstab 1:33 333 hergestellt. Als zweiter Abschnitt folgte Oberschlessien, ein Teil der alten Fürstentümer Oppeln und Ratibor „jenseits der Oder bis an die polnische Grenze und von der Stoberau bis an die Grenze von Teschen“. Über zwei Jahre, 1748/49, dehnte sich diese Arbeit aus, obwohl sie nur 45 Kartenblätter umfaßte. Im folgenden Jahr wurde Oberschlessien links der Oder in 35 Blättern aufgenommen. Erst 1751 wurde im vierten Abschnitt Niederschlessien, im wesentlichen der heutige Regierungsbezirk Liegnitz, kartiert, und zwar, wie es im Titel heißt, „von der Gegend Naumburg am Queis längs der Lausitz bis Krossen und längs der Oder nach Glogau, von da zurück über Polkwitz, Haynau bis Goldberg, ferner über Gröditzberg bis Naumburg am Queis.“ 36 Blätter wurden hierfür benötigt. Und endlich der letzte, fünfte Abschnitt, der 1753 die rechte Oderseite Niederschlessiens auf

Feldpost

In einer Truhe schlief
den Schlaf in die Vergangenheit
ein alter Feldpostbrief.
Die Mutter aber fand
nach vielen Kummerjahren noch
den Gruß aus Feindesland.
Die Greisin las und las,

und wieder brach ihr alter Schmerz
aus bitterem Übermaß.
Sah ein zerfallenes Grab -
wohl namenlos - und ihre Hand
hing tief und welk herab
und hielt den letzten Brief,
aus dem von weitem noch einmal
die liebste Stimme rief ...

HANS NIEKRAWIETZ

42 Blätter brachte. So war ein fünfbändiges Kartenwerk von 195 Blättern geschaffen, das in der zeitgenössischen Kartographie nicht bald seinesgleichen finden sollte.

Dem aufmerksamen Leser wird nicht entgangen sein, daß die große Fruchtebene südlich von Breslau in diesem großen Kartenwerk fehlte. Zuerst wurden die wichtigsten Kriegsschauplätze und die bis dahin am wenigsten erschlossenen Gebiete Oberschlesiens aufgenommen. Beides zusammengehalten läßt den strategischen Zweck der Wredeschen Kriegskarte unverkennbar hervortreten. Friedrich der Große hat es selbst einmal ausgesprochen, daß er die Gegend um Breslau genügend kenne und deshalb eine Aufnahme unnötig sei. Daß er sich dabei nicht täuschte, bewies später die Schlacht bei Leuthen. Aus dieser Äußerung des Königs wird deutlich, daß das einzigartige Kartenwerk als Handatlas des Königs gedacht war. Und so hat es dann auch in fünf großen roten Bänden im Stabe des Königs seine Dienste getan. Nur wenige Abzeichnungen waren vor dem Siebenjährigen Kriege unter Beachtung aller möglichen Vorsichtsmaßregeln gegen die österreichische Spionage gemacht worden. Was im Frieden noch verhindert werden konnte, hat das Schlachtenschiedsal den Österreichern in die Hände geliefert. Mit dem von den Österreichern bei Landeshut erbeuteten Gepäck des Generals v. Fouqué geriet ein großer Teil des einzigartigen Kartenwerks in die Hände der theresianischen Generale. Die damals schon vorzüglich entwickelte österreichische Kartographie erkannte sofort die militärische Bedeutung der erbeuteten Blätter. Und so wundert man sich nicht, wenn man heute in den staunenswert reichhaltigen Beständen der Kartenabteilung im Wiener Kriegsarchiv vollständige und mustergültig ausgeführte Abzeichnungen der Wredeschen Kriegskarte in beachtlicher Zahl findet. Nicht nur im Nachlaß von Friedrichs großem Gegner Laudon fand ich einzelne als Beutestücke bezeichnete Blätter der Wredeschen Karte, sondern es

muß auch nach dem Siebenjährigen Kriege der vorzüglich eingespielten österreichischen Spionage gelungen sein, das Werk als Ganzes in ihre Hände zu bekommen, wo es jungen Ingenieur-Offizieren als Zeichen-Vorlage diente.

Worin bestand nun der Wert dieser Karte? Wir wollen hier nicht ihre wissenschaftliche Bedeutung schildern, sondern lediglich das herausheben, was neuartig an ihr und militärisch wichtig war. Sie hatte den Maßstab 1 : 33 333, so daß jede Sektion fast einem Meßtischblatt unserer Reichsaufnahme entspricht. Eine solch genaue Karte hatte es bis dahin von Schlesien noch nicht gegeben. Sie stellt Anhöhen und Gebirge in Schummerung dar, unterscheidet einzelne Büsche und Wiesen, bringt ein blaues Gewässernetz und die großen Wälder in grauer flächenfärbung. Das braun gezeichnete Wegenetz ist fein unterteilt in Poststraßen, Feldwege u. a. Die Dörfer sind fast grundrißgetreu, wenn auch etwas schematisiert. Einzelne hervortretende Gebäude, wie Kirchen, Kapellen, Schlösser und Vorwerke, sind in leuchtendem Rot hervorgehoben. Von besonderem künstlerischen Wert sind die Deckblätter jedes der fünf Bände. Sie bringen in besonders großem Maßstabe Sonderkarten der wichtigsten Festungen und Städte.

Was die Wredesche Kriegskarte aber von allen früheren und späteren Karten von Schlesien unterscheidet, ist eine am Rand jedes Blattes angebrachte „Designation derer Oehrtter und Eigenthümer“. Dieses Ortsverzeichnis enthält neben den Namen der Grundherrschaften genaue Zahlen der Bürger, Bauern, Gärtner, Häusler und Pferde. Es waren dies Angaben von ungeheurem militärischem Wert für Einquartierungszwecke, Artillerie- und Gepäcksvorspann u. a. Damit wurde die Wredesche Kriegskarte zugleich zu einer Landbeschreibungskarte, einer Kartenart, die später unter Joseph II. in der österreichischen Militärkartographie zu bedeutender Höhe entwickelt werden konnte.

„Dohnas Galgenbrüder“

V O N H A N S - G E O R G R E H M

Jedes Jahr flacht oben im Bergdorf auf dem Kirchplatz, dort, wo das hohe Kreuz aus Eisen steht, in der Mittsommernacht das große Feuer. Sein Schein legt kupferne Patina auf die Linden des Dorfplatzes und malt der Marmor-Madonna zu Füßen des Kreuzes blanke Flecken aufs Gesicht, so daß sie ausschaut, als weine sie. Dazu scheppert heiser die alte Dorfglocke, und das klingt rauh und zerbrochen, wie das Lachen einer alten Frau, denn es ist nicht die Dorfglocke, die wohl Sonntags gerührt wird und die alltags den Abend einläutet, nein, es ist die alte Dorfglocke, und sie wird nur in dieser Nacht gerührt. Manchmal brüllt dann wohl eine Kuh auf, die kalben will oder die aufgeschreckt durch den Brandgeruch schnobernd an ihrer Kette zerrt. Das stört aber die Dorfjugend nicht, die singend das Feuer umtanzt, bis es kurz vor Mitternacht in sich zusammensinken will. Dann kommt der Augenblick, wo es noch einmal emporgetrieben wird. Dürres Holz, in Öl getränkt, wird in die Flamme geworfen und so lange gefacht, bis die Lohe die Höhe des Kirchturmes erreicht, daß man es von allen Bergen sieht.

Du meinst, das sei ein großes Feuer? Frag die Berge, frag die Steinkreuze am Kunzendorfer Weg, frag die steinernen Ritter im Schloßportal, frag die Sandsteintafel über der Kirchthür, und sie wird dir in ihrer krausen Schrift künden, daß dies noch gar kein Feuer ist, gemessen an dem Mittsommerfeuer, das 1621 über dem Dorfe lohte. Das war kein Freudenfeuer, das ganze Dorf brannte vom ersten Hof bis zum letzten, und die brennenden Schindeln und Schauben flogen bis hinüber ins Böhmisches, daß sich die Dorfleute drüben ängstlich in die Kirchen drückten und meinten, der jüngste Tag sei da. Während sie aber das Ave murmelten und die Perlen des Rosenkranzes durch die zitternden Finger gleiten ließen, schepperte im Dorf über allem Graus wimmernd die Sturmglocke, bis sie aus dem Stuhl stürzte, den Küster unter sich begrub und eine Funkengarbe emporjagte, als wolle sie den Himmel zu Hilfe holen.

Oben aber auf der Spitze des Heidelberges stand der zu Dohna, Obrist seiner allerchristlichsten Majestät Ferdinands II., römischen Kaisers deutscher Nation. Er war nicht allein. Um und hinter ihm standen zweitausend in Erz gepanzert, darunter tat es der zu Dohna nicht. „Dohnas Galgenbrüder“ sagte der Volksmund, aber er wagte es nur zu murmeln, denn die lose Junge hing locker im Halse, wenn der Dohna das hörte. Der war nicht gewöhnt zu sackeln und machte ganze Arbeit, Teufel nochmal!

Im Reich war Krieg, da gab es nicht mehr viel zu holen, aber der Ofen, was wußte der schon bisher von Krieg? Hier hing in jedem Hofe noch der fette Speck im Herdrauch, und der Bauer trug seine Dukaten an Schnüren um den Hals, wenn er zum Markt ging. Hier hatte der Pflug noch ungestört seine Furchen in die Erde genarbt, und die Felder wurden geerntet, ohne daß vorher reifiges Volk die Pechfackel hineinwarf. Ruhe wollten die Bauern für sich, für ihre Art und ihre Religion, und als Vogt und Pfaff keine Ruhe gaben, hatte man sie verjagt, ihnen den roten Hahn aufs Dach gesetzt und sich dem Winterkönig verschrieben. Der war nun lange geschlagen, saß bei seinem Brabanter Vetter und sah den Dingen im Reiche zu; aber der Bauer stand, er war angewachsen auf seiner Scholle und kämpfte für sein altverbrieftes Recht gegen Tod und Klerisei.

Heimlich wie ein Dieb hatte der zu Dohna seine Reiter durch die Wälder herangeführt. Er kannte die Bauern, war nicht umsonst zwei Jahre zuvor ihr Gefangener gewesen, er wußte, man muß sie überraschen, wenn man sie schlagen will. Und schlagen wollte er sie. Die Schande brannte noch auf seiner Stirn, daß ihn Bauern wie einen Büsser in weißem Leinenhemd zu seinem Heere zurückgejagt hatten. Aber es mußte mit dem Teufel zugehen. Hatte der Wind das Klappern der Pickelhauben in die Täler geweht? War ein Heer aus dem Böhmisches ihm zuvorgekommen? Der zu Dohna zerbiß einen Fluch zwischen den dünnen

Lippen und starrte weiter auf das brennende Dorf, wo nichts Lebendes sich regte. Nur das Scheppern der Kirchturmglöcke tönte zu ihm herüber. Unheimlich war ihm zumute. Auf einen Feind zu lauern, den man nicht sah, er schwitzte, obgleich die Nacht kühl war. — Da barst der Kirchturm. Ein schriller Laut brach das Geistergeläute ab. Der zu Dohna wand sich. Es war, als kralle sich eine kalte, würgende Hand um seinen Nacken. Wie tückische, grüne Wolfslichter funkelten die Sterne vom Himmel, aufgeschreckt läutete ein Häher im Forst, und der böhmische Wind, der das Gießbachtal herunterwehte, jagte den Galgenbrüdern in dicken Schwaden Rauch ins Gesicht. Da — drüben, in den Bergen, brüllte ein Rind auf, und vielstimmig antwortete der Chor. Der zu Dohna lachte auf, jetzt war der Fuchs im Eisen, und die Trompeten plärren das Signal in die dunstige Nacht.

„Angriff! Paangriff!“

Klirrend und klappernd formierte sich Pferd neben Pferd auf dem steinigen Wege. Hier stürzte ein Reiter aus dem Sattel, dort stolperte ein Gaul und riß im Fallen zwei andere mit. Wieder auf!

Nur weiter, weiter!

Zart besaitet waren die Dragoner nicht, aber der Galopp durch den nächtlichen Wald jagte ihnen das Grausen in den Rücken. War nicht die Wegecke da ein Hinterhalt? Klirrte der Wald dort nicht von Waffen?

Weiter, weiter!

Lauerte der Tod nicht in den Fensterhöhlen des Dorfes, lauerte er nicht unter jedem holprigen Stein?

Weiter, weiter!

Den Anger entlang, zwei Pfeilschüsse weitab vom Dorf, prescht die wilde Jagd zu Berg und biegt in den Hohlweg. Da lösen sich feurige Punkte vom Dorf, eins, zwei, drei, zehn, zwölf, sie kommen mit rasender Schnelligkeit näher. Der Teufel ist los! Schlotternde Angst schüttelt die Reiter des sturmgewohnten Spitzentrupps. Sie erkennen nicht die

Stiere, denen man pechgetränkte Strohwische zwischen die Hörner band. Das ist der Teufel, da kommt Beelzebub selbst aus der Hölle, sie zu verschlingen, und schwingt seine Fackel in johlendem Triumph. Zähneklappernd reißen sie die Pferde herum, die Nachfolgenden prallen auf, ein dicker Knäuel blutiger geharnischter Leiber wälzt sich auf dem Wege, rutscht ab in den Gießbach, gurgelt auf und verschwindet. Entsetzen packt den Haufen. Was sich retten kann, sucht sein Heil in der Flucht. In die dichten Haufen poltern dicke Steine, die von den Bergen krollern. Mitten darunter ist der zu Dohna. Sein Gesicht ist weiß, seine Hand krallt sich um den Schaft seines nutzlosen Pistols.

Er geht! Aber nur, um wiederzukehren. Plündernd zieht seine Horde durchs Reich, er schlägt den Mansfelder, rauft mit dem Dänen, seine Pferde zertrampeln die Marsch und saufen aus der Donau, er schmeißt den Brand in rheinische Städtchen, und pommerische Dorfkirchen gehen hinter ihm in Flammen hoch. Hat aber einmal das Blei einen der Galgenbrüder aus dem Sattel gepußt, dann stehen drei neue da, und so wächst die Schar auf drei-, auf viertausend, ja, sie zählt sechstausend, als der Schmied von Meffersdorf auf seinem abgejagten Klepper in Glätz einreitet und allen sagt, die es hören wollen, daß der rote Hahn über Reichenbach steht und daß der Dohna anrückt.

Blut ist dicker als Wein, und wer will es dem Rest der Bauern verübeln, daß sie ihre Knie vor dem welschen Kardinal beugten, der die Messen las, damit die Seelen der Toten gerettet würden? Eine Hufe Land wiegt schwerer als eine Handvoll Weihrauch.

Darum schreit heute noch in der Mittsommernacht das Feuer ins Land. Die Messen liest man nicht mehr, die frommen Gesänge sind verstummt, aber das Feuer ist da und schreit weit über Berg und Tal bis tief hinein ins Böhmisches um Gerechtigkeit für die gemordeten Seelen, die starben, weil sie ihre Art nicht verrieten.

Und denen Gott Gnade!

Erzählungen

AMERIKA

Weltende

EINE KURIOSE REISE DURCH DIE SCHLESISCHE GEOGRAPHIE

VON HERBERT VOGT

Es ist uns Kindern immer ein großes Rätsel gewesen, wenn unser alter Gemeindevater Olschner mit der großen altväterlichen Reisetasche in der einen, den Stock in der andern Hand die Dorfstraße hinaus zum Bahnhof ging und auf unsere Frage nach dem Reiseziel verschmitzt lächelte: „Eis Paradies, Ihr Kinderla, foahr iche, eis Paradies! Gelloch, do mechter miete kumma?“ Das wußten wir doch schon, daß man ins Paradies nicht mit der Bahn fahren könne, und außerdem sollte es von dort kein Wiederkommen geben.

Der alte Olschner aber kam nach ein paar Tagen immer wieder, und seine große Tasche hatte lauter Sorgenfalten, weil sie ratzekahl leer war. Und einmal hat er uns dann auch verraten, daß seine Tochter im Paradies verheiratet ist, und nachdem wir genug gestaunt hatten, erklärte er uns auch, daß Paradies ein Dorf im Kreise Glatz sei, und daß es noch zwei Paradiese in Schlesien gebe, in den Kreisen Cosel und Sprottau, ganz abgesehen von demjenigen, das in der Nähe des ostböhmischen, aber zum schlesischen Stammlande zählenden Braunau liegt, wo der Dreißigjährige Krieg losgegangen ist. Da ist uns dann der Seifensieder aufgegangen, daß die schlesische Geographie doch noch ein paar Namen mehr habe, als sie uns in dem kleinen Dörfchen neben der großen Landstraße bekannt waren. Wir kamen langsam dahinter.

Nun hätte es uns nicht weiter aufgeregt, wenn einer mit einem kleinen Päckel nach Amerika gefahren oder gar gegangen wäre, denn wir wußten nun, daß der Weg dorthin nicht unbedingt über den großen Teich gehen mußte, es gab ja in Schlesien selbst fünfmal Amerika, und der andere Name für den transatlantischen Erdteil „Neue Welt“ ist sogar zwölfmal vertreten. Aber wir haben noch viel mehr Gelegenheiten, Weltreisen in Schlesien durchzuführen, wenn wir nur auf der Landkarte gut Bescheid wissen. So können wir in wenigen Stunden nach Paris gelangen, daß im Kreise Oppeln liegt, oder nach Algier im Kreise Rothen-

burg, nach Philippolis bei Groß Strehlitz, dem Haag bei Wartha, nach dem Balkanshof und nach Texas bei Schweidnitz, ja sogar — wonach wir nun freilich weniger Sehnsucht haben — nach Palästina (Kreis Groß Strehlitz). Und in Palästina kommen uns dann Ortsnamen bekannt vor wie Bethlehém (bei Grüssau), Kaana (Rothenburg) und Heiland (Kauffung). Wollen wir aber bei deutschen Namen bleiben, so stoßen wir auf Württemberg, Kreis Oels und Düppel bei Lauban. Wer einmal in Oberammergau gewesen sein will, braucht nicht erst bis nach Bayern zu reisen, er kann es auch im Kreise Goldberg haben. Und wer einmal Sehnsucht nach griechischen Göttern hat, trifft sie vielleicht in Elysium, einer kleinen Ansiedlung bei Glatz. Auch sonst bieten unsere schlesischen Ortsnamen viel Interessantes, insbesondere die von Kolonien und Ansiedlungen. Wir wollen deshalb einmal einen kleinen Streifzug unternehmen, der aber beileibe keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben will.

Da zeugen noch viele Ortsnamen von Industrien, die einst in Gegenden heimisch waren, wo man sie heute zum Teil überhaupt nicht mehr findet. So Kupferberg, Glashütte, Kalkberg, Goldberg. Zusammensetzungen mit Gold finden sich etwa zwanzigmal, dazu kommen die unzähligen Hammer, die auf die Verarbeitung von Eisen hindeuten. Das Pflanzen- und das Tierreich haben auch ordentlich zu den schlesischen Ortsnamen beisteuern müssen. Unter den vielen Bäumen hat die Eiche natürlich den Rekord, während sich das Birnbäumel (Kreis Militzsch) ganz vereinsamt vorkommt. Vom Raben bis zur Hummel, vom Frosch über den Pudel bis zum Grauen Wolf haben wohl über vierzig Tiergattungen teils allein, teils in Zusammensetzungen bei schlesischen Ortsnamen Pate gestanden. Wir finden Ochsendorf, Kuhbrück, Krebsberg, Pferdebirken, Schafwiese, Müchendorf, Löwen, die sprichwörtliche Kuhbläke (Kreis Rothenburg) — gegen die wir natürlich nichts gesagt haben wollen — und viele andere mehr. Weniger nett

Der winterliche Strom

Die Winterwinde wehen
um Damm und flutkanal.
Verschneite Dörfer sehen
hinab ins Odertal.

Dort unterm Brückenbogen
zerflimmert alles weiß.
Der Strom ruht überzogen
weithin von Schnee und Eis.

Zieht unten wie im Traume,
bis er sich recht und streckt
und ihn am Uferfaume
Der Frühling vollends weckt.

Ich sehe in Gedanken
sein wildes, schönes Bild,
Da er des Eises Planken
zersprengt und überquillt.

HANS NIEKRAWIETZ

klingen allerdings die Namen der Kolonien Pfaffenberg und Eselsberg. Und geradezu schrecklich stelle ich es mir vor, wenn man auf seine Besuchskarte als Heimatort drucken lassen muß Großschwein, Windhund oder Stockfische, wie Ortschaften in den Kreisen Glogau, Rothenburg und Guttenberg heißen. Da ist es schon besser, man wohnt im Mäusewinkel; der liegt gleichfalls im Kreise Glogau.

Leute, die sich leicht erkälten, seien vor „Adams Eiskeller“ gewarnt, ihnen ist eher — wenn sie nicht allzu ruhebedürftig sind — zu empfehlen, in den Kreis Löwenberg zu ziehen und „Im Butterfässel“ ihr Heim aufzuschlagen. Gleichsam recht seltsam mag es sich hausen im „Blauen Kranz“, im Bagger, in der Hölle, in der Brille oder gar in Hünerei (Glogau). Wem es dort zu eng war, konnte früher nach Straußeneu ziehen, das gibt es aber jetzt nicht mehr. Der Ort heißt jetzt Straußdörfel.

Auch auf merkwürdige Häuser stößt man bei diesem Streifzug, so auf Bienenhäuser, Angsthäuser im Kreis Groß Wartenberg, Galgenhäuser, Diebshäuser, Lufthäuser, Schlangenhäuser und das Blechhaus im Kreise Glatz. Die heutigen Bewohner haben gewiß keine Beziehungen mehr zu diesen teilweise doch recht anrüchigen Namen. Geradezu gefährlich klingt der Name einer Häusergruppe im Kreise Bunzlau „Lederne Kanone“. Bei dem Ortsnamen Bagno muß man — wenn man das Wort aus wüsten Sträflingsromanen kennt — unwillkürlich an Angst oder Sorge (bei Neutode) oder Kummernick denken.

Eine lustige Angelegenheit muß dagegen eine Butterschmiede oder ein Quackhammer, die Tänzerei (Wohlau) oder Meierslaune sein. Auch bei Lachvorwerk im Kreise Grünberg sagt es schon der Name. Für eine Sandchenke wird man sich weniger begeistern können, heiterer klingen da schon Kuckuskretscham, Hasenchenke, Taubentränke oder Laufauskretscham (Kreis Oels), obwohl bei einem Kretscham ein S an Stelle des L wohl treffender wäre.

Man wird auch die verschiedensten Backen nennen können, aber Ober- und Niederbacken gibt es nur als schlesische Ortsnamen.

Auch in den deutschen Liederschatz sind schlesische Ortsnamen eingegangen. Der König des heute noch gesuchten Thule könnte im Kreise Rosenberg gewohnt haben. In Lindenau, Kreis Landeshut, ist sicher auch oft der Himmel blau, und gewiß wird schon mancher in Heidelberg, Kreis Habelschwerdt, sein Herz verloren haben. Der Mann, der in Lauterbach seinen Strumpf und sonstige Dinge verlor, hat sicher vergessen, einmal im Kreise Reichenbach nachzufragen, denn was sollen die Lauterbacher mit einem einzelnen Strumpf anfangen?

Der schlesische Ortsnamenschatz kargt aber auch nicht mit guten Ermahnungen. „Wärst Du besser“ nennt sich eine Kolonie im Kreise Sprottau, und im selben Kreise finden wir „Paß auf“ und „Sieh Dich für“. Im Kreise Grottkau heißt eine Kolonie gar „Hol Dir selber“, was aber nicht auf fremdes Eigentum angewandt werden darf.

Ein ewiger Widerspruch wird zwischen dem Vorwerk im Kreise Oels und einem andern im Kreise Bunzlau bestehen, denn das eine heißt „Kocher“ und das andre „Kocher nicht“.

Man könnte nun noch weiterstreifen, und man käme zum ABC (Goldberg), zur Hälleschen Pfännerschaft, Langes Loch, Tanz, Katzenkehle und dem lateinischen „Quid ad te“ (Was soll ich mit Dir?), zum Zehrbeutel (Sprottau) und zur Weiberkränke.

Das war untre fröhliche Reise durch die schlesischen Ortsnamen. Sicher haben alle einmal einen vernünftigen Sinn gehabt, auch die, die wir uns heute nicht mehr erklären können und die uns komisch vorkommen. Sinngemäß aber soll einer aus der Nähe von Hirschberg an den Schluß gefügt sein: Weltende. Die Hirschberger werden es also einmal am nächsten haben ...

Die Kinder sprechen

V O N B R U N O B R E H M

Die junge Frau erzählte: „Als ich heute mit meinen drei Kindern vor der Kirche auf dem Berge saß (dort obenhin scheint nämlich die Sonne am längsten), da lief mein kleinster immer wieder durch die offene Tür in die Kirche, kam dann wieder heraus und lärmte mit den beiden Größeren. Da traten ein paar alte böse Weiber auf mich zu und sagten, daß sich das nicht gehöre: hier sei eine Kirche, und vor einer Kirche müsse Ruhe herrschen.“

„Und was hast du darauf geantwortet?“ fragte jemand von den Leuten am Tisch.

Die junge Frau lachte: „Ich habe gesagt: Ja, glauben Sie denn nicht, daß sich der liebe Gott über ein paar lustige, gesunde Kinder mehr freut als über ein paar grantige alte Weiber?“

Die Leute um den Tisch herum lachten: „Das war eine gute Antwort!“ Und ein Mann, der viel im Osten herumgereist war, um dort bei den vergessenen deutschen Gemeinden Volkslieder zu sammeln, nahm nun das Wort und berichtete:

„Sie werden wohl auch schon einmal gehört haben, daß in Wolhynien deutsche Siedler hausen, in großen und in kleinen Dörfern, die von Ostpreußen aus einst dorthin gezogen waren, um zwischen den weiten Sümpfen und gewaltigen Wäldern ihre eigensinnigen, sich so ganz und gar nicht dem Lande anschmiegenden Dörfer zu bauen. Die polnischen Herren behaupten, diese Dörfer zerstören mit ihren geraden Häuserzeilen die weichwogende Landschaft, und auch ich, der sie alle durchwandert hat, muß zugeben, daß es die echten Siedlerdörfer sind, erstarrte Zeltgassen eines Volkes, das ausgezogen war, um Land zu nehmen und zu bebauen.

Es gibt dort reiche und arme Dörfer; es gibt solche mit guten und solche mit schlechten Äckern. Es gibt welche, die auf gerodetem Grunde stehen, und welche, die über einem mit Tausenden von Erdfuhren zugefülltem Sumpf er-

richtet sind. An einem aber sind alle diese Siedlungen reich: an Kindern.

Die Deutschen dort sind fleißig und arbeitsam, und von ihnen gilt das gleiche wie von den Schwaben im Banat. Fragst du dort einen Menschen, ob er diese oder jene Sache mit seinem Nachbar schriftlich festgelegt hat, so wird er dir antworten: Warum denn? Wozu einen Vertrag? Sein Wort gilt doch, es ist doch ein Deutscher. Und der Jude sagt: „Wenn ich dem Deutschen ein Geld borge, bekomme ich es zurück bis auf den letzten Groschen, er wird zahlen, wenn er kann.“

Der Staat hat ihnen keine Schulen gebaut im alten Rußland, und er baut sie ihnen im neuen Polen auch nicht. Den Unterricht leitet der Kantor, der ihnen am Sonntag in einer großen Scheune die heilige Schrift vorliest. Viel lesen und schreiben können die Bauern nicht, und auch der Kantor, der ein Bauer ist, muß sich redlich mühen mit dem sonntäglichen Text.

Da sitzen also, während die bunten Slawen in ihre hellleuchtenden Kirchen gehen, am Sonntag die schwarzen deutschen Bäuerinnen und ihre Kinder auf der einen Seite der Scheune und die Bauern in ‚deutscher Tracht‘, in unserer Kleidung, auf der anderen, die schweren Hände auf die Knie gestützt und den Kopf dem Kantor zugewandt. Und der Kantor liest, Wort für Wort, wie sie Luther aneinandergefügt hat, die Schrift vor.

Mehr Gedrucktes als die heilige Schrift wird es in diesen Dörfern kaum geben. Weil aber die Bäuerinnen soviel Kinder haben (sechs Kinder sind dort wenig Kinder) und weil niemand da ist, der während des Gottesdienstes die kleinen übernehmen könnte, so werden auch die kleinsten, die Säuglinge, mitgenommen. Da sitzen dann also die schwarzgekleideten Frauen mit den Wickelkindern im Arm und lauschen den Worten der Schrift, und die größeren Kinder, die schon selbst laufen können, sitzen neben ihnen

und lassen die Füße von den Bänken baumeln. Aber der Kantor liest nur langsam, mit dem Finger den Zeilen folgend, und der Gottesdienst dauert solcherart lange. Weil aber die Säuglinge das Wort der Schrift noch nicht hören und weil sie hungrig werden, beginnt bald einer zu krähen und zu plärren. Da hilft kein Hutscheln und kein Klopfen, kein: Sei doch still! und kein: Wirst du wohl! Denn nach einer kleinen Pause hebt ein zweiter Säugling mit seinem Geschrei an, ihm folgt ein dritter, und schließlich ist die große Scheune voll Geplär. Da schaut dann der Kantor über seine Brille von der heiligen Schrift auf und sagt zu den Frauen seiner Gemeinde: „Nun wollen wir ein wenig warten, denn jetzt sprechen die Kinder!“

Die schwarzgekleideten Bäuerinnen legen die kleinen Schreihälse an die weißen Brüste, man hört durch die Stille die kleinen Mündlein schmatzen, den Bauern sinkt das Kinn auf die Brust, sie dösen dahin, und manch einer schnarcht auf. Die Schwalben schwirren über den Köpfen dahin durch das offene Tor hinaus in das weite, grüne Land mit den goldenen Feldern, durch den Mittelgang, der die Männer von den Frauen trennt, stolziert ein Hahn und treibt einige Hennen vor sich her.

Und da es in der großen Scheune so still geworden ist, daß des Kantors große dicke Sau vermeint, der Gottesdienst sei bereits zu Ende und die Menschen wären nach Hause gegangen, da steckt auch sie ihren schnuppernden Rüssel durch das Tor und tut ein paar Zappelschritte in die schweigende Scheune.

Wenn die Kinder aber sich sattgetrunken haben und von den Brüsten in die Arme der Mütter, voll wie angezogene Zedern, zurücksinken, wenn die Kleinen dann mit ihren rötlichen, durchsichtigen Fingerlein die nachschmatzenden Lippen suchen und die perlmutterfarbenen Näglein im Mündchen verschwinden lassen, wenn die blauen Äuglein

zufallen, dann setzen sich die schwarzen Frauen mit stillen Gesichtern wieder aufrecht hin, knöpfen die schweren Kleider zu, und der Kantor klopft laut an sein Pult, damit die dösenden Bauern erwachen. Sie wachen auf, sie lauschen, und die Worte der Schrift ertönen nun, da die Kinder gesprochen haben, wieder durch die Stille.“

Das also erzählte der Mann, der durch die verstreuten Dörfer der Deutschen in Wolhynien gereist war, um dort alte Lieder und Sagen zu suchen. Und die junge Frau, deren drei Kinder vor der Kirche gelärrt hatten, beugte sich über den Tisch und sagte mit leuchtenden Augen: „So ist es! So soll es sein!“

Ja, so soll es sein! So soll es sein! Das werden brave Kinder und ehrliche Deutsche werden, die so gestillt und genährt worden sind und deretwegen, wenn sie schrien, auch das Wort Gottes verstummte und wartete, bis sie gesäugt waren.





W I N T E R I N S C H L E S I E N S B E R G E N

*Wenn der Abendwind mit leisem Rauschen
durch die Kronen weißer Birken fährt,
stehst du wie verwandelt, ihm zu lauschen,
niemals aber Worte auszutauschen,
welcherlei Geheimnis du gehört.*

*An des Tages tiefer Dämmerneige
schaust du schweigsamer als sonst hinauf
in das silberne Gespinnst der Zweige,
und kein nachempfundener Klang, geschweige
denn ein Wort stört diese Wunder auf.*

*Schöpfungswunder, die seit Ewigkeiten
immer neu und doch dieselben sind;
die im großen Wandel der Gezeiten
Fest um Fest mit alledem bereiten,
Was aus vollen Schalen übrinnt.*

HANS NIEKRAWIETZ

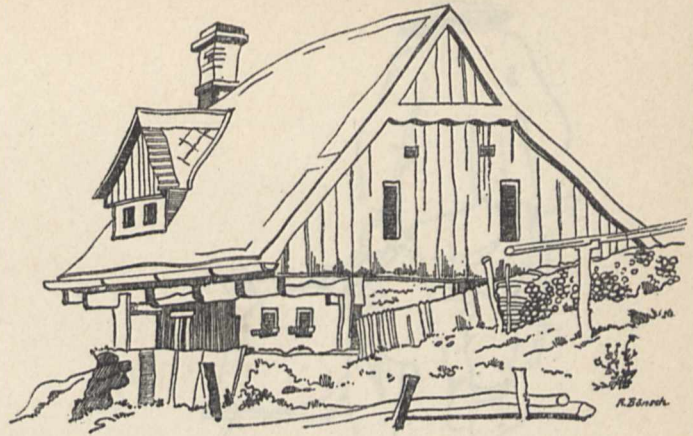
Aufn.: Klose (2)





IN DER BAUDE

Böhmische Reise



V O N A L F R E D B Ö N S C H

I.

Der Sommer lacht, die Sonne strahlt, und Böhmen lockt: Ich schnalle meinen prallen Rucksack auf und trete los. Drei lange Jahre war ich nicht in diesem Lande, und ich will wieder einmal die böhmische Nachtigall hören, deren Schlage schon die deutschen Romantiker lauschten.

Der tschechische Beamte sieht bedenklich drein. „Was? fünfzig Mark als Sicherheit für ein Gefährt, das unter Brüdern höchstens seine fünfse wert ist? Ausgeschlossen! Erstens überhaupt unmöglich, und zweitens: haben Sie schon einen Studiker mit so viel Geld gesehen?“

Kein Nachgeben. Warte nur, ich kitzle dich noch an der rechten Stelle: „Ich möchte doch so für mein Leben gern nach Prag... Wie fährt man eigentlich am besten?“ Da taut er auf und zeigt den Weg auf einer Karte an der Wand, wir einigen uns auf zehn Mark, und ich kann die Grenze überschreiten.

Gewiß, ich habe eine Grenze überschritten, doch ich bin noch immer in der Heimat. Ich fahre eine Stunde weit die Täler auf und ab, da liegen Dörfer zwischen Felsenbergen, das sind die bunten, holzgefügtten Bauernhäuser der Sudeten-Deutschen, liebe Bekannte, seit uralten Zeiten zur schlesischen Sippe gehörig. Dann bin ich am Ziel.

Die Bleiche — vor drei Jahren ging sie noch mit voller Kraft, jetzt liegt sie völlig still, die Trockenpfähle stecken morsch und rissig in der Wiese, die Garne sind verschwunden, der Schornstein raucht nicht mehr, und selbst die Mangel ist jetzt eingeschlafen — Ruhe überall. Des Heizers Häuschen ist verschlossen, wo ist der Mann, mit dem ich Sonntags immer in die Felsen kletterte? Der Heizer hat seinen Dienst auf allen Meeren getan, dann legte er sich im heimatlichen Gebirgsdorf vor Anker und heizte in der Bleiche weiter, jetzt hat er seine Schaufel in die Erde stellen müssen, obwohl er noch nicht abgewrackt ist, nein, noch

lange nicht. Im Gegenteil! Man sagt mir, daß er seit ein paar Wochen im Walde arbeitet.

Ich werfe mich am Bache nieder, schaue den Forellen zu und warte. Nach einer guten Weile kommt er mit einem zweiten Faller den Hang herab, ah, guten Tag, und freudige Begrüßung. Wir treten in die Stube, der Heizer nimmt sein Mahl, er säbelt eine Schnitte Brot herunter, streicht sie verzweifelt dünn mit Butter, löffelt Gurkensalat und schlürft einen Topf schwarzen Kaffees... Der Schmalhans hocht in diesen sauberen Häusern, und im Winter ist's noch schlimmer: „Da gibt es für die ganze Woche ein paar Kronen auf die ‚Tschechkoarte‘, und davon soll man dann mit Weib und Kindern leben...“

II.

Ich bin beim Schwertner ins Quartier gegangen. Ein wunderbares Haus, und in der Bauernstube ist's so urgemütlich, eine Holzbank um den Herd, ein knurrender Hund, eine schnurrende Katze, und der Großvater schmaucht die Pfeife in der Ofenecke. Hamsun würde sagen, daß hier die Stubenluft selber ein Heilmittel ist, daß Bakterien freundlicher Art in den alten Wänden sitzen, Schlafmittel, Gärungspilze, rote Blutkörperchen, Gesundheit und Leben. Wir essen Schalkartoffeln in Buttermilch und brauner Butter, und nachher bleiben wir noch eine lange Weile sitzen und erzählen, es hat sich viel ereignet seit dem letzten Male — aber nichts Gebeffert.

Abends holt die Frau eine Ziehharmonika hervor, die Nachbarn kommen, und dann singt man Heimatlieder. Wir haben einen jungen Reichsdeutschen hier, sagt der Bauer, und stellt mich vor. Ein Reichsdeutscher, sagen sie, und unwillkürlich legen sie wie eine Spur von Neid und Schwermut in dies Wort, und dann muß ich von drüben

erzählen, sie hören alle zu und stellen viele Fragen, und es wird spät. Der Schlaf nach einer langen Reise ist erquickend. Und wieder geht die Morgensonne über den Sudeten auf. Berge, Wälder, Heideflächen auf den Höhen. Weiße Wolken ziehen über die Felsen. Der Westwind bringt sie aus Deutschland herüber und schiebt sie noch einmal nach Deutschland, nach Schlesien — Wolken in der blauen Weite, Wolken ohne Paß und Dufum . . . Man wirft sich auf dem Gipfel in das Gras und atmet tief. Das Heidekraut überzieht den Sand mit rötlichen Kisseln, Habichtskraut und Quendel silzen sich am trockenen Hang zusammen, und aus dem Ebereschbusche kommt das ewige Cyffysfiih der Goldammer.

Dann schlendre ich zurück ins Dorf. Ein alter Schuppen steht am Wege, das Dach ist etwas eingesunken, die Balken sind rauh und kernig, er liegt wie ein Urtier in der Sonne und saugt sich voll mit Wärme, ich streiche mit der Hand über seine Balken, und wenn ich das Ohr daran lege, höre ich ihn atmen, ein alter, knorriger Schuppen, ein Monument und ein Dermächtnis.

III.

Man sieht so mancherlei, wenn man im buschumfäumten Straßengraben mit der Bleistiftflinte auf der Lauer liegt. Ein königliches Jagdvergnügen. Der alte Vater Jüptner zieht ein Wägelchen mit einem Sack dahin — barfuß im Zylinder. Die Frauen kehren mit blaubeergefüllten Kannen heim, andere schleppen Reisig nach Hause, und auch die Kinder tragen allerlei zusammen. Ein Bürschlein setzt seinen Korb auf der steinernen Brücke eine Weile ab, dann tappt es weiter. Der Heizer kommt mit einer unwahrscheinlichen Last von Rindenschwarten an, das Zeug brennt ausgezeichnet, sagt er, und im Winter kann man's brauchen.

Ich schlendere durchs Dorf. Manche sitzen vor der Tür. Der Mangelmeister auch. Und er möchte lieber arbeiten. Ich setze

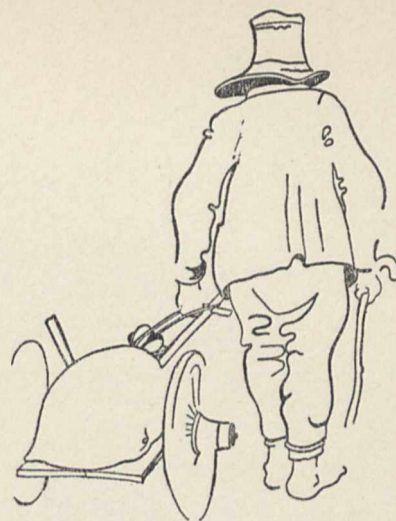
mich zu ihm. Es ist zuweilen, als sei man in einer indianischen Reservation, doch ist da wohl ein großer Unterschied. Die Indianer warten auf den Untergang, die Sudetendeutschen aber nicht.

Die Tage streichen wie die Wolken hin. Ich bummle durch die Gegend, klettere in den Felsen, spreche mit den Menschen, der Bleistift rührt sich wacker, das Skizzenbüchlein füllt sich rasch und macht zu Hause manchen Spaß. Nach einer Woche aber will ich das angenehme Haus mit seinen lieben Menschen und Tieren verlassen und ins Land stoßen. Ich kann ein knappes Duzend Worte Tschechisch, Apotheke, Achtung auf den Zug, Verbotener Weg, Schnelles fahren „büßt sich“ und kolik to stojí? Wieviel kostet das? Die wichtigste Frage auf jeder Reise, aber vorderhand für mich noch idiotisch unnützlich, da ich die Antwort doch nicht verstehe. In zehn Tagen bin ich wieder da, oder es hat nicht geklappt. Glückliche Reise und los.

IV.

Mein Klepper galoppiert die Berge abwärts wie der Wind, und es geht dauernd abwärts. Böhmen ist wie eine Torte, die in der Mitte nicht ganz aufgegangen ist, und ich fahre spürbar in den eingesunkenen, aber steingewordenen Kuchenteig hinab. Dann kommen Dörfer und Städtchen mit fremden Aufschriften. Die Sprachgrenze. Na, ich werde mit meinem bescheidenen Polnisch wohl durchkommen. In Nachod gehe ich in einen Laden. Ich sage auf Polnisch, ich möchte ein Brot. Der Mann ist fassungslos. „Verstehen Sie Deutsch? Ja, na also!“

In Tscheska Skalice pläht ein Regenguß herunter. Ich flüchte unter die Akazien am Markt. Ein Trupp berittener Soldaten sprengt daher und hält die Säule auf dem Markte unter den Bäumen an. Ein junger Soldat will dem Hauptmann von seinem Pferde aus in den Mantel helfen, aber



Das Pferd getraut sich nicht an den Hauptmann heran — oder scheut es vor dessen Pferde? Es gibt eine lustige Szene im Regen; wie so ein Mantel manchmal schwierig zu behandeln ist, wenn ein Pferd Subordination gelernt hat.

Jaroměř, sprich Jaroměřersch, wenn du kannst. Laubengänge, Marktweiber hinter Gurkenbergen. Königgrätz, Böhmisches Ebene: Baumgärten, Felder und Dörfer, Kiebitze über den Stoppeln, Pappeln am Horizont, unreife Äpfel und Birnen im Straßengraben, Hussitenkirchlein, Regen und Wind, Nacht in Chlumec nad Cidlinou, wo 66 allerlei geschehen ist. Der nächste Tag ist ein Markttag, die Bauern füllen die Gaststube, hängen die fransigen Schnurrbärte in die Biergläser und schnarren auf Tschechisch. Man hat die norwegische Sprache mit dem Rascheln getrockneter Klippfische verglichen, aber wie soll man dann die Härte des Tschechischen wiedergeben? Ich verleihe meinem Skizzenbuch ein paar markante Typen ein und steige wieder auf meine Lokomotive.

Begegnungen unterwegs. Miniaturszenen. Zehn Minuten hinter Chlumec ein alter Mann am Waldrand, ein winziger Tisch, eine Waage, ein Säckchen Eierpflaumen, ein Häufchen Birnen, eigenes Erzeugnis. Ein Pfund Pflaumen eine Krone. „Bitte zwei Pfund.“ Ich reiche einen Zwanzigkronenschein. Die alten, zitterigen Hände fahren in die Taschen und kehren leer zurück. Kein Kleingeld. Ich stöbere noch eine einzelne Krone auf und nehme ein Pfund. Vielleicht hat noch jemand ein paar Pflaumen am Waldrande gekauft . . .

In einem kleinen Orte, der in deutscher Umschrift etwa Kņieschitschky zu lauten hätte, steige ich ins Gras und zeichne eine Ziegelei. Ein Wanderer kommt daher, guckt über meine Schulter und spricht mich tschedjisch an. „Neumim“, sage ich, „ah, Deutscher“, sagt er erfreut und schüttet mir sein Herz aus. Ein Mann von sechzig Jahren ungefähr:

„Ja, früher ging mir's gut, ich habe in einer Reichenberger Weberei gearbeitet, aber seit vier Jahren ziehe ich umher, ich hätte nie gedacht, daß ich noch einmal betteln müßte . . . Anderen geht es aber noch schlechter, ich habe manche getroffen . . .“

Und dann will er weiter. Ich rufe ihn zurück. „Hier ist ein halbes Brot, wenn Sie wollen . . .“ Aus einem Taschenszipfel krollen auch noch vierunddreißig deutsche Reichspfennige in seine Hand, und hier noch ein paar Kronen, er dankt mit feuchten Augen, lebt wohl in Gottes Namen . . . Und dann stapft er weiter auf der großen Straße. Ich steige nach einer halben Stunde auf, aber ich treffe ihn nicht mehr, er muß zur Seite abgebogen sein . . .

Podjebrady, Laschnje Sadska, Mochov. Hier geschieht's. Dem Vorderrade geht die Luft aus. Dreißig Kilometer bis Prag. Ich zerbeiße einen würzigen Fluch. An einer Straßenkreuzung liegt ein Zug Lastwagen, Soldaten lümmeln herum, Pontonbrücken auf den Anhängern, das Ganze geht ganz zweifellos nach Prag, vielleicht . . . In entdecke eine deutsche Aufschrift an einem Lastwagen, der Fahrer selber ist ein Deutscher, aber er darf nicht bestimmen. Verhandlungen mit den Soldaten, dann packe ich meinen maroden Bock auf und steige hinterdrein. Für dieses Mal gerettet.

Und jetzt fahren wir als eine Karawane blecherner Archen gen Prag. Der Lärm der Pontons erschüttert die Luft, aber für mich ist es Sphärenmusik. Der Nachmittag versinkt in Dunst und Dämmerung, und ich recke den Hals: Wo ist Prag? Da fahren wir schon in die ersten Vororte. Die Telegraphendrähte bündeln sich zu dichten Strähnen, Hügel-landschaft, Industrie, dann muß ich runter. Es bleiben mir zwei gute Stunden Weg durch die Vorstädte, in später Nachtzeit lange ich dann endlich im deutschen Studenten-heimen an.



V.

Prag, die schöne Stadt an der Moldau, die viertschönste Europas in dem Urteil eines älteren deutschen Dichters. Überall blickt den Besucher die deutsche Geschichte an. Man erlebt mit einem Schauer die berühmten Stätten, die man längst aus Bildern kennt, den Pulverturm, den Wenzelsplatz, den Dom St. Veit, die steinerne Schnitzerei auf dem Hradschin, den Hradschin selbst, das imposante Wahrzeichen der Stadt, die Karlsbrücke, die schönste Brücke über der Moldau. Man strolcht verzückt durch stille Nebengassen und durch laute Straßen, durchschnüffelt den Wilsonbahnhof, bummelt durch die Nationalstraße, guckt zu, wer im Hotel de Saxe absteigt und bleibt lange auf der Karlsbrücke. Die Maler umschwärmen die Altstädter und Kleinsaitner Brückentürme wie die Falter das Licht. Die Statuen auf der Brücke sind von den Jahrhunderten geschwärzt, vor der Gestalt des heiligen Nepomuk bleiben alle Gesellschaftswagen eine halbe Sekunde stehen, Blechtrichter richten sich auf die Menschenladung, ladies and gentlemen, here you see the famous spot, mesdames, messieurs, voyez — und schon geht's weiter.

Gott weiß, da bin ich besser dran, ich bin in keinen Omnibus gezwängt, ich streiche ganz auf eigene Faust herum. Es ist Sonntag, Sonnentag. Ich betrachte die alten Eisbrecher vor den Brückenpfeilern der Karlsbrücke, die Moldaukähne sind flach und breit, Angler sitzen stumm darin und träumen in das braune, träge Wasser. Zuweilen stoße ich auf einen Bettler. Nicht weit vom Annenplatz am Moldauufer begegne ich einer Sehenswürdigkeit besonderer Art. Auf einem Schubkarren ruht die kunstvolle Nachbildung einer berühmten Kirche aus unzähligen, mühselig geschnitzten Stäbchen: Die Arbeit vieler Jahre. Jetzt bricht das Werk auseinander, eine zerfallene Wäscheleine hält die meterhohen Türme notdürftig zusammen. Eine Pappscheibe mit einer unverständlichen Aufschrift hängt an der

Kirche. Der Besitzer dieses Gotteshauses ist ein kleiner, alter Mann, er steht von der Bank auf und schlürft über die Straße — was hat der Kerl für abenteuerliche Hosen an! Ich habe so etwas noch nie gesehen, obwohl ich auf dergleichen achte. Der Hosenboden läßt das Schlimmste vermuten, aber die nähere Betrachtung der Hosenbeine vermindert den Verdacht. Da geht er hin — wahrscheinlich dorthin, wo es einen Branntwein gibt . . .

Ich treibe mich stundenlang auf den Marktplätzen umher. Ein Eldorado für den Zeichner. Pilze und Blumen in italienischer Appigkeit. Typen über Typen. Auf dem Wenzelsplatz fällt mir ein Schuhputzer auf: Intelligentes Gesicht, vielleicht ein Philosoph, da sitzt er mitten im Verkehr und wickelt die Schuhe, was braucht er mehr zum Leben . . . Wunderbar ist der Blick über die Dächer von Prag, den man von der Auffahrt zum Hradschin aus genießen kann. Blauer Rauch kräuselt aus verrußten Schornsteinen, krumme Katzen tappen über die krausen Schindeln und schlüpfen in die Dachluken, Sperlinge in den Akazien, Blumen in kleinen Gartenecken.

VI.

Nach reichen Tagen heißt es an die Rückfahrt denken. Ich trete wieder auf der großen Landstraße. Prag ist keine Stadt für Radfahrer. Ich habe keine zehn gesehen, und einen Fahrradschuster mußte ich erst stundenlang suchen, ehe ich ihn in einem Keller auf einer Seitengasse aufstöberte. Und jetzt bin ich wieder draußen, ich komme durch Brandys und Mlada Boleslav, die billigen Wassermelonen verführen mich, aber mit jedem Bissen schmecken sie fader, und den Rest lasse ich im Straßengraben liegen. Zwei Stunden Aufenthalt am grünen Ufer der Dyžera, weil drüben in der Weide ein Eisvogel sitzt. Bei Sobotka ist man wieder in den Bergen, in Jitšhin übernachtet man, am Morgen geht es weiter, und hinter Nova Paka steht ein malerisches



Fhaus mit einem reichverzierten Holzgiebel. Es ist neun Uhr früh, ich steige ab und zücke den Bleistift. Es zeigte sich aber, daß ich lieber hätte weiterfahren sollen.

Ich lege mit stillem Entzücken den Umriss aufs Papier, da haut mir eine Bärenpatte auf die Schulter, und eine Bärenstimme fragt: Was machen Sie da? Ich drehe mich um und blicke in zwei stechende Augen und ein blaurasiertes Mordskinn, das Ganze giftgrün eingerahmt: Der Arm des tschechischen Gesetzes hatte sich auf meine Schulter gelegt, zwei Gendarmen nahmen auf diese Weise einen Spion gefangen. Die beiden Waffenmänner blättern in meinem Skizzenbuch und lesen mit Vergnügen die Unterschriften. Ich packe meine Habe ein und folge ihnen auf die Wache. Die Leute treten aus den Türen und gucken mich an. Neugier und Genugtuung auf den Gesichtern: Aha, wieder ein Attentat auf den Staat abgeschlagen, die Tschechoslowakei ist noch einmal gerettet. Heil uns!

Das Wachgebäude. Polizisten und Militärs nehmen mich in Empfang, endlose Verhöre, nein, ich habe nicht spioniert, Telefongespräche, ob ich nicht wüßte, daß hier Manöver stattfänden, leider nein, sonst hätte ich mich nicht so vertrauensvoll am Rande des Drachennestes hingelagert. Protokolle werden aufgenommen. Ich muß alle meine Habseligkeiten abliefern, da liegen sie auf dem Tische, ich betrachte sie gerührt, auch die Fotos raus, ach, lebt wohl, Charlotte, Steffi und Franziska . . . Dann sprechen sie mit ernstern Gesichtern tschechisch, ich bin hilflos und finde meine Lage ziemlich ungemütlich. Du hättest dich zumindestens rasieren sollen, sage ich zu mir, jetzt bist du doppelt verdächtig.

Ich sitze also in einem waffenstarrten Räume, und zehn Offiziere und Mannschaften befassen sich mit meinen Papieren. Sie blättern meine Skizzen durch, und einer übersetzt die Unterschriften, mitunter ein Gelächter . . . „Sonntagnachmittagschlaf eines armen Tensels am

Moldaukai.“ . . . Tensel? He, was soll das sein? — Das soll Teufel heißen, der Uebogen ist mit dem f verbunden . . . erkläre ich.

Ich habe noch nicht gefrühstückt. Mein Brot ist zu Ende. Man läßt mir auf meine Kosten ein Brot beim Bäcker holen. Es ist noch warm. Diesen Kleister soll einer essen? Da muß man gleich Rhizinusöl dazu nehmen. Aber es hilft nichts. Und dann endlose Verhöre. Und dann stundenlanges Alleinsitzen neben einem schweigenden Beamten. Kurzum, nach zehn Stunden stellt man mir meine Freiheit in Aussicht. Marsch auf die Bahn, mit dem Zuge nach Trautenau, auf der Gendarmerie in Trautenau melden und ebenso in jedem Dorfe, durch das ich komme . . . Bewaffnete Begleitung auf den Bahnhof, dann atme ich auf.

VII.

Am nächsten Mittage lange ich in meinem Quartiere an. Noch ein paar genußreiche Tage in den Bergen. Bummelfahrten, Wanderungen, stille Stunden, liebe Menschen. Von den Felsenhöhen sehe ich nach dem Reich hinüber. Aus dem Walde klingen Astschläge, das ist der Heizer. Pilze, Blumen, Beeren, Wetterfichten, Wolken, Wärme, deutsche Sprache, Heimat. Im Tale liegt das Dorf . . . Vom Gipfel meines Berges sehe ich eine Dächerkette, die sich im Bogen durch den Talgrund zieht. Sudetendeutsche Bauernhäuser . . . Und eines Tages geht es heim nach Reichsschlesien.

SCHRIFTTUM

Die Verleihung des Schlesischen Literaturpreises an Hans Niekrawick

Der vom Oberpräsidenten gestiftete Schlesische Literaturpreis wurde in diesem Jahre an den Lyriker Hans Niekrawick verliehen. Die schmalen Gedichtbändchen dieses 41jährigen, aus Oppeln stammenden Kleinbauernsohnes sind vor allem der schlesischen Jugend längst zu vertrauten Freunden geworden. Sie finden sich in ihren Lagern, sie dienen ihrer Feiergegestaltung, sie knüpfen Verbindungen zu den Ausgewanderten und vermögen das Wesen der Heimat und ihrer Menschen auch mit seltener Innigkeit den nichtschlesischen Volksgenossen nahezubringen. Es ist daher kein Wunder, daß des Dichters „Kantate OS.“ seit langem vergriffen und nun auch von seinen „Oderliedern“ schon eine Neuauflage notwendig ist. Über die Feinheit und Leichtigkeit seiner Verse, deren Proben die Monatshefte mehrfach veröffentlicht haben, soll hier nichts weiter gesagt werden. Einige Gedichte aus seiner soeben herausgegebenen neuesten Sammlung*) sprechen für sich und für ihn.

Dagegen sei noch mit einigen Sätzen der schönen Feier gedacht, in welcher Hans Niekrawick den Preis aus der Hand des Oberpräsidenten empfing. Sie fand am 20. Dezember 1937 im Sitzungssaal des Breslauer Landeshauses statt und wurde mit schlesischer Musik von E. A. Voelkel und Gerhard Strecke (der auch die „Kantate OS.“ vertont hat) eingeleitet und beschloffen, dazwischen deutete der schlesische Landesleiter der Reichsschrifttumskammer, Gerhard Kauffmann, den Sinn des Literaturpreises als Ausdruck der Kulturpolitik des Dritten Reiches, las Niekrawick aus seinen Werken und sprach der Oberpräsident.

Die Worte des Gauleiters gipfelten in einem warmen Bekenntnis zu des Dichters engerer Heimat Oberschlesien und ihren Sorgen und Aufgaben. In ihr finden sich heute — gefördert von enger gegenseitiger Kameradschaft und der Zeitschrift „Der Oberschlesier“ — die stärksten lyrischen Talente des Stammlandes. Ihnen in ihrem hervorragenden Vertreter über die Landeshauptstadt den Weg in das große deutsche Schrifttum und zu einer entsprechenden Anerkennung des Gesamtvolkes bahnen zu helfen, bezeichnete der Gauleiter und Oberpräsident Wagner als den besonderen Sinn der Preisverleihung.

Mit allen Freunden seiner Dichtkunst wünschen wir Niekrawick ein solches Gelingen von ganzem Herzen!
E. B.

Martin Lufeske

Auf eine Einladung der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ las der norddeutsche Dichter in Schlesien. Wir bringen aus diesem Anlaß nachstehend eine kurze Würdigung seines Schaffens.

Alles das, was wir heute für einen Dichter als notwendig, wesentlich und unerlässlich ansehen, ist in der Gestalt Martin Lufeskes in seltener Vollkommenheit vereinigt: ursprüngliche Verwurzelung im landschaftlichen und mythischen Raum des Volkes sowie urwüchsiger Zusammenhang mit alter volks- und brauchtümlicher Überlieferung.

*) „Im Wandel des Jahres“, Oppeln 1937. Der Oberschlesier-Verlag. 30 Seiten.

Die Welt des nordischen Meeres mit seiner ewigen Wiederkehr von Ebbe und flut, das „Zwischenreich“ des Wattenlandes mit seinen Inseln und rutschenden Sanden, die „solten See“ selber mit Wolken und Winden hat Lufeske mit einer Echtheit eingefangen, wie es eben nur ein Mann kann, der selber mit seiner Tjalk die deutschen Meere befährt. Sein sagenhaftes Schiff „Kraake“ läßt ihn alljährlich vom Frühjahr bis zum Herbst Wasser, Ufer und Watt in echter alter Wikingerschau erfahren. Aus diesem ständigen Erlebnis von See und Seefahrt sind seine Bücher entstanden. Und so schneiden in ihnen schlanke Wikingerschiffe die schimmernden fluten, stampfen Männer fluchend auf den Planken, über die der Sturm braust, und riecht es nach Tang und Teer und salziger See. Und so ist es kein Wunder, daß das Meer in diesen Geschichten wiederhallt im steten Rhythmus der Gezeiten.

Die Stoffe von Geschichten, Sagen und Mythen aber wachsen aus dem lebendigen Boden der Gemeinschaft eines Volkes. Der Dichter, selbst Kind dieses Volkes, greift sie nur auf und „verdichtet“ sie, um sie so aussprechen zu können. Denn er ist nur Dichter in und mit dieser Gemeinschaft, die ihn zu ihrem Sprecher auserwählte.

Fast jede Dichtung Lufeskes ist — wie die der Doroäter — über den Weg der mündlichen Erzählung vor der Gemeinschaft gegangen. Die locker auseinandergeponnene Mythe, die sich ihm darbot, wurde erst in der Hand des Dichters zu einem festen engmaschigen Gewebe „verdichtet“. Der Stoff hat so — wie es die Art germanischer Kunst ist — seine eigene Form geprägt. Lufeskes Sprache ist darum stark und urwüchsig: blutwarm noch vom mündlichen Vortrag, der vorausging. Knapp und unmittelbar wie die Sprache der Sagas, gefüllt wie diese — in rätselhaft-dunklem Spruch — mit Urväterweisheit. Das macht das Herbe und für den ersten Eindruck fremdartige dieser uralten einfachen, karggegliederten Schöpfungen aus, deren Eigenart aber sehr bald überzeugt. Vor allem, wenn man den — heute noch — „ungewöhnlichen“ Weg des völlig „unliterarischen“ Wuchses dieser „Freiposa“ kennt.

Welch hohen Wert der Dichter selber der handwerklichen Pflege mündlicher Erzählung beimißt, wird der ermessen können, der einmal im Banne Lufeskescher „Bordabende“ stand. Das waren immer unvergeßliche Stunden, wenn man dichtgedrängt beisammensaß (Pimpfe und Hiltlerjungen, Landjahr und BDM., SA., SS., Arbeitsmänner, Soldaten des Heeres und der Marine) — dämmriges Licht durch die Bullaugen der Kajüte fiel und „Lu“ erzählte. Die Jungen und Mädels, die an den vielen Abenden Gäste des Dichterschiffes „Kraake“ waren, werden das Erlebnis dieser Geschichten mit in ihre Gemeinschaft nehmen und bei Heim- und Kameradschaftsabend, im Zelt und am Lagerfeuer als lebendigen Brauch weitertragen. Daß ein Mann wie Lufeske, — der übrigens durch väterliche Sippe eng mit Schlesien verbunden ist, so in hervorragender Weise und in aller Stille zum verdienstvollen Pionier praktischer Volkstumsarbeit wurde, sei nur nebenher am Rande bemerkt. Ebenso, wie die Tatsache, daß er seine Bücher am liebsten — anstatt goldgeglänzter Prachtexemplare im Bucherschränk — als namenlosen Besitz des Volkes sähe. Er hat oft davon gesprochen, daß allein auf der Pflege dieser volkstümlichen Wurzelbereiche unserer Kultur die Gesundheit der hohen Kunst gegründet sei, und daß nur ein Künstler, der mit beiden Beinen in diesem fruchtbaren Mutterboden des Volkes wurzele, in die hohen und höchsten Gipfel der Kunst hinaufwachsen könne. Lufeske ist jedoch innerhalb dieser Wurzelbereiche nicht nur Meister der „Sage“, sondern auch Meister des Laienspiels; stammt doch das Wort sogar von ihm her. Denn auch hier wird nur ein eng mit dem Gemeinschafts-

leben verwachsenes, bodenständig und Brauchtum gewordenes „Spiel“ zum lebendigen Untergrund einer wahrhaft volkstümlichen Theater-Kultur werden.

Wer hat nicht schon einmal in „Blut und Liebe“ mitgespielt oder doch wenigstens von den Märchenpielen „König Drosselbart“, „Brunhilde“, dem „Teufel mit den drei goldenen Haaren“ oder dem Mädelspiel „Die goldene Gans“ gehört? Dieses Stück hat der Dichter mit Mädelchaftsführerinnen vom Landjahr Schleswig-Holstein in diesem Sommer auf Hallig Langeneß gebaut. Ein echtes Märchen- und klassisches Mädelspiel ist dieser Gruppenarbeit gelungen, das bei seiner Uraufführung die Zuschauer mit heller Begeisterung erfüllte und am Ende alle zu einer einzigen großen singenden, spielenden und tanzenden Gemeinde zusammenschloß. Die Wirkung dieser Stücke beruht darauf, daß sie eben richtige „Spiele“ sind, d. h. aus dem Erzählstoff des Märchens wirklich in den dramatischen Stoff des Märchenpiels überleht sind. Das ist freilich nicht so kindlich-naiv geschehen, wie es oft noch bei uns beim sogenannten „Stegreifspiel“ zu sehen ist, sondern richtig zünftig und handwerksmäßig nach Regeln, die der Dichter vor Jahren in seiner dramatischen Werkstatt bei der Beschäftigung mit Shakespeare entdeckt hatte. Shakespeare verfügte ja — eben als rechter Handwerker — über einen selbstverständlichen Bestand von Grund- und Bauregeln und schrieb ganz bescheiden als solcher auch seine Stücke (ähnlich wie Luserke seine Geschichten — und Spiele!). Daß Shakespeares Stücke aber ganz von selber zu Kunstwerken wurden, ist und bleibt das großartigste Schulbeispiel für Luserkes Anschauung vom „Durch-Wuchs“ des künstlerischen von den Wurzelbereichen bis hinauf in die letzten Blätter der Krone. Vielleicht sind Luserkes Spiele auch einmal — seine Geschichten sind schon weit auf dieses Ziel zugerückt — in der Zukunft das, was Shakespeares noch in unserer Gegenwart sind.

So gibt die ursprüngliche Verwurzelung in Landschaft, Mythos und brauchtmühtlicher Überlieferung seines Volkes dem Werk Luserkes im allgemeinen und den einzelnen Mythen und Geschichten im besonderen ein scharf umrissenes Gesicht. Daß eigentlich fast alle Mythen vom Nordland erzählen, braucht nun nicht mehr besonders erwähnt zu werden. Zwar „Tanil und Tak“, die beiden Indianerknaben, die eine ruhmvolle Tat tun und ausgestoßen werden aus ihrem Volk, kommen aus den mexikanischen Bergen. Doch schon die Sagen von „Sar Ubos Weltfahrt“ führen nach abenteuerreichen Heldenfahrten im Süden und Osten hin zum düsteren und geheimnisvollen Nordmeer, in die Welt des speerbewaffneten Odin und hammer-schwingenden Totbarts Thor. Es ist die Geschichte vom Menschen, der in „Gottes Schmiede“ nicht vollendet, sich aus seinem göttlichen Teil seine menschliche Erfüllung hämmert in einem Leben heldischen Kampfes. Hier ist dem Dichter zum erstenmal gelungen, was er als seine eigentliche Aufgabe ansieht: Eine Erzählung, die „vom Abenteuer des Lebens (das doch tatsächlich eines ist zwischen Geburt und Tod und zwischen gewähntem Einzelschicksal und wirklichem Volkschicksal) wieder als von einem Dasein zwischen Geistern und Mächten redet“, das wäre ja überhaupt erst „Dichtung“. Verkörperung des im Tiefsten erregenden geahnten Lebenszustandes im Bild — das wäre die wahre fesselnde Aussage von der „großen Kühnheit“. Wenn das gelänge, könnte freilich nicht jeder Mann bei den Helden der Abenteuer erbaute seufzen: ganz wie ich! Nein, mein Lieber, ganz und gar nicht wie Du (oder ich, der Erzähler), sondern viel weiter weg als wir beide! Ohne Hochmut, aber ganz klar: es geht nicht darum, daß jedermann in seinem kleinen Einzeldasein als bemerkenswert bestätigt werde, sondern neues inhaltliches Ergebnis über das, was größer sich vollzieht als jede Jch-Geschichte, muß wie eine Wikingerbeute eingebracht werden. Und da kein einzelner, sondern nur Völker die großen Dinge erleben, könnte auch nur

eine solche sagenhafte Dichtung ernstlich volkstümlich sein und — gebraucht werden. „Svard Einauge“, „Das Schiff Satans“, „Windvoegel in der Nacht“, „Obadjah und die ZK 14“ und wie diese Bücher alle heißen, durch die die gewaltigen Stürme und grauen Nebel des Nordlandes ziehen, sie alle wissen von diesem „Abenteuer zwischen Geburt und Tod“ zu berichten. Und von all den feindlichen Mächten, mitten unter die sich der Mensch, draußen „am Rande der Welt“, zwischen Himmel und Erde, eingekistet hat, mit denen er in immerwährendem Kampf steht, denen er sich „Sonder Faxen“ zu stellen, und an denen er sich zu bewähren hat. Die schwerste Bewährung jedoch, die das Leben von uns verlangt, ist die Bewährung im Tode. Sie ist für den Menschen der Augenblick, „der Tage und Jahre kümmerlicher Mühsal aufwiegt“, so, wie es die „Legende vom schnelleren Schiff“ in großartiger Steigerung zeigt.

So mutig dem Tod ins Auge schaut der, dem das Reich der Naturmächte nicht verschlossen ist. Der sieht ihr geheimes Weben, Bauen und Zerstören. Der kennt die Stimmen der Sturmvoegel. Dem ist jeder Spuk vertraut. Der versteht die Sprache der brandenden Wellen und der gierigen Möven. Der nimmt, wie Brede hanus in jener Sturmnacht den Kampf auf um den väterlichen Boden, als der große Eisgang „groen Oie“ zu vernichten droht und stellt sich dem Schicksal, das ihn fordert. Da wird ihm seine Berufung, die ihn im Tode sich heldenhaft bewähren läßt: selbst untergehend rettet er „groen Oie, das gute Land“. Es ist jene Berufung, — die auch Hasko, der Wassergeuse erfährt, als er angefangs der deutschen Küste auf seinem letzten Schiff versinkt —, die Luserke einmal „das Geheimnis der nordischen Schau des Heldenentums“ nennt. Gerade dieses Geheimnis war es, das die Vorfäter immer wieder aufs neue in Heldenliedern und Sagen zu verherlichen und zu deuten suchten. Und auch wie in jenen Liedern ist er eine männliche Welt, die Luserkes Schaffen erfüllt. Es gelten die alten Tugenden der Ehre, Treue, Selbstbeherrschung und Tapferkeit, die sich in großen Taten bewährt.

Nicht auf Grund historischer Bildung, sondern in gewaltiger dichterischer Schau beschwört Martin Luserke in Mythen, Sagen und Geschichten Mythos und Wesen nordischen Frühgermanentums herauf, das in uns selber als Wurzelbereich — fast körperlich spürbar — ewiger Quell ist zu neuem Aufbruch in Leben und Tat.

So sind Werke entstanden, die wahrhaft volkstümlich und dennoch hohe Kunst, von unserem Volke so notwendig gebraucht werden wie das tägliche Brot. Denn Arbeiter, Bauer, Bürger und Soldat finden ihr Leben in jener Weisheit verklärt, die es als das gewaltige „Abenteuer zwischen Geburt und Tod“ begreift, und sich zum Tatenuhm als dessen höchstem Gesetz bekennt. Darum steht die Gestalt Martin Luserkes so groß in unserer Zeit.

Kurt Speth

Kalender „Deutscher Osten 1938“. Verlag Dr. Friedrich Osmer, Berlin SW. 61, Lankwitzstraße 2/3. Einzelpreis 1,80 RM.

Der Kalender ist von der Bundesleitung des Bundes Deutscher Osten herausgegeben und mit herrlichen Lichtbildern geschmückt. In vollendeter Form bringen sie Landschaften und Baukunst, Städtebilder und wirtschaftlichen Aufbau in der reichsdeutschen Ostmark dem Beschauer nahe. Gelegentlich wird der Blick auch über die Staatsgrenzen hinüber in den davor gelegenen deutschen Lebensraum geführt. Der österreichische Teil des deutschen Ostens ist in diesem Kalender leider nicht mit dargestellt.

Besonders wertvoll sind die Rückseiten der einzelnen Kalenderblätter, auf denen Texte, Karten, Bildskizzen und Gedichte eine weitgehende Ergänzung zu den schönen Bildern der Hauptseiten bieten. Dadurch entsteht ein richtiges kleines Lesebuch über den reichsdeutschen Osten.
Dr. Ernst Birke

Standarten-Kalender 1938. Zentralverlag der NSDAP. Franz Eher Nachf., München.

Die älteste Formation und der weltanschauliche Stofstrupp von Partei und Bewegung ist die SA. Von diesem Geist spricht auch der Standarten-Kalender, bei dem als Gedanke die nationalsozialistische Weltanschauung als Ganzes im Vordergrund steht. Schon die Kalendarien sprechen hierfür mit ihrer großen Zahl von Gedenktagen aus der deutschen Geschichte, der Geschichte unseres Geisteslebens und der Bewegung. Vielfach nehmen die Bilder auf sie Bezug. Vor allem jedoch zeigt der Kalender uns das, was wir auf dem Grund unserer Geschichte aufbauen. Die Bilder aus deutscher Landschaft sprechen von der innigen Verquickung des Vergangenen mit der Gegenwart, die Streiflichter aus dem Leben der Formationen von Disziplin und Leistung, die sich im Wettkampf zeigt. Wettkampf ist auch das Grundgesetz der Arbeit, und so wird uns die deutsche Arbeit in vielen schönen Bildern vor Augen geführt. Alles Geleistete aber steht unter dem Schatten unserer Wehrmacht, die den deutschen Aufbau schützt. Eingefügte Schriftblätter geben Kunde von der Kraft des deutschen Geistes. Im ganzen kann der Kalender uns viel sagen vom Geiste unserer Zeit.

Kalender der deutschen Arbeit 1938. Verlag der Deutschen Arbeitsfront G. m. b. H., Berlin SW. 19.

In goldenen Lettern steht das Wort „Arbeit“ über dem deutschen Aufbau unserer Zeit. Der Kalender der Deutschen Arbeitsfront, der in Buchform erschien, ist ihr gewidmet. Er ist ein schönes und praktisches Jahrbuch für den arbeitenden Menschen. Viele von den Fragen weltanschaulicher oder technischer Art, die gerade bei der Arbeit wieder auftauchen, finden hier in ausführlichen Ruffäßen ihre Bearbeitung. Dazu sind im Schluß eine Reihe netter Erzählungen eingeflochten, die so recht angetan sind, dem Menschen, der müde von der Arbeit kommt, ein Stündchen der Erholung zu bereiten.

Neues Volk! Kalender des Rassenpolitischen Amtes der NSDAP., Berlin W. 8.

Der Kalender hat ein ganz besonderes, scharf umrissenes Aufgabengebiet, die Pflege der Rasse und die Sorge um ihre Reinhaltung. Es handelt sich darum, das, was in mühseliger, wissenschaftlicher Arbeit gefunden ist, an Hand von praktischen Beispielen unserem Volk immer wieder ins Gedächtnis zu hämmern. Hierzu bedient sich der Kalender wirksamer Bilder aus dem täglichen Leben. Und beim Durchblättern geht es uns erst auf, daß alles, was wir im Alltag als natürlich, schön und erhaben empfinden, eben gerade das Artgemäße ist. So ist der Kalender wie kaum ein anderes Buch dazu angetan, die gestellte erzieherische Aufgabe restlos zu erfüllen.

NS-Frauenchafts-Kalender 1938. Zentralverlag der NSDAP., München.

Geringe Beachtung findet gewöhnlich der Lebenskreis der Frau. Aber wie würden all die großen Leistungen, die unser Volk vollbringt, geschaffen ohne die stille Arbeit, die die Frau im Hause und auch im Beruf verrichtet. Diesem Arbeitskreis ist der Frauenchafts-Kalender gewidmet. Natürlich steht in seinem Mittelpunkt das Kind und seine Erziehung. Dazwischen kommt aber die Arbeit im Hause zu ihrem Recht, das Alter und auch die

Kunst kommt in schönen Scherenschnitten und Beilagen zu ihrem Recht. Es gibt aber auch viel Wissenswertes, was sich im Raum eines Kalenders verzetteln würde. So sind alle Dinge, die Frau und Hausfrau besonders angehen, auf eigens eingelegten Blättern zusammengefaßt, und wer sie herauslöst, wird ein schönes und praktisches Hausbuch für die deutsche Frau in der Hand haben.

Freundesgabe 1938.

Im Bärenreiter-Verlag, Cassel, erschien dieser Jahweiser, der mit seinen prächtigen Kunstblättern viel Freude bereiten wird. Auf 27 Tafeln werden Werke meist zeitgenössischer erster deutscher Künstler in vorzüglicher Form wiedergegeben. Der graphische Aufbau des Jahweisers ist so gehalten, daß sich die ausgesucht schönen Schriften, die verwendet wurden, als passender Rahmen um die erlesenen Kunstwerke fügen. Der Bärenreiter-Verlag ist bekannt für die Güte seiner Veröffentlichungen. Mit diesem Jahweiser, der zum Preise von 2,40 RM. erhältlich ist, hat er ein Meisterstück geliefert.
Hans-Georg Rehm

Ämtliches Mitteilungsblatt „Niederschlesien“: Die Entwicklung der schlesischen Wirtschaft in den Monaten Januar bis September 1937.

Die vom Statistischen Amt der Provinzialverwaltung von Niederschlesien bearbeitete und soben herauskommende Nummer 3 des ämtlichen Mitteilungsblattes „Niederschlesien“ zeigt in dem ersten Teil (A) an Hand einer statistischen Hauptübersicht „Die Entwicklung der schlesischen Wirtschaft in den Monaten Januar bis September 1937“ auf; diese ist weiterhin nach oben gerichtet, wie aus dem Gebiete der Gütererzeugung und des Verkehrs sowie an wirtschaftlichen Einzelmerkmalen, besonders an der Zunahme der Spareinlagen und des Steueraufkommens, deutlich zu erkennen ist.

Der zweite Teil (B) enthält wiederum eine Reihe von (7) statistischen Sonderbeilagen. Die erste von ihnen behandelt „Die Bauleistung in Schlesien bis zum Jahre 1937“, und zwar in Gesamtschlesien selbst als auch (bis 1936) in den einzelnen schlesischen Kreisen. In der folgenden Sonderbeilage „Die Ergebnisse der Bauernsiedlung in Schlesien bis zum Jahre 1936 und in den Jahren 1919 bis 1936“ werden die Gründe untersucht, die auf das Jahresergebnis 1936 von Einfluß gewesen sind, wobei beachtlich ist, daß die Provinz Niederschlesien auch in diesem Jahre ihre führende Stellung in der Anliegersiedlung beibehalten hat. Ein gegenwärtig sehr aktuelles Thema wird in der statistischen Beilage „Bevölkerungsbewegung und Nachwuchsproblem“ unter den verschiedensten Gesichtspunkten beleuchtet; dabei werden auch wiederum die Ergebnisse der Bevölkerungsbewegung bis einschließlich 1936 in den schlesischen Kreisen dargestellt. In engem Zusammenhang mit den Bevölkerungsvorgängen steht die nächste Abhandlung, welche die „Gesundheitsfürsorge und deren Auswirkungen in Schlesien“ zum Gegenstand hat. Mit dem geschäftlichen Ergebnis der Aussteller aus Schlesien auf der Leipziger Herbstmesse 1937 und deren zahlenmäßige Entwicklung in den letzten Jahren befaßt sich eine weitere statistische Beilage, und die „Fortschritte der Motorisierung in Schlesien“ sind aus der sich anschließenden Beilage zu entnehmen.

Den Abschluß des Teiles B bildet ein Überblick über die „Entwicklung des Haushaltsplanes des Provinzialverbandes von Niederschlesien und die voraussichtliche Finanzentwicklung für das erste Halbjahr bis zum 30. September 1937“.

Die Erzählung „Die Kinder sprechen“ ist mit Genehmigung des Verlages Adam Kraft dem Buche „Heimat ist Arbeit“ entnommen.

Unsere Schlesiſche Landesmuſikſchule

Es wäre eine lohnende Aufgabe, würde man an Hand der Muſikgeſchichte der letzten Jahrzehnte der Frage nachgehen, welchen Anteil unſere großen Muſikbildungsſtätten am deutſchen Geſamtmuſikleben haben und in welchem Maße ſie ihre Aufgabe, dieſem die führenden Kräfte zuzuführen, tatſächlich erfüllt haben und noch erfüllen. Es würde ſich dabei höchſt wahrſcheinlich herausſtellen, daß dieſer Anteil noch viel größer iſt, als man nach nur oberflächlicher und gelegentlicher Betrachtung ſchon anzunehmen geneigt iſt. Und die gelegentlich verbreitete und etwas gedankenlos bequeme Meinung, daß gerade auf künſtleriſchem Gebiete die Frage der Ausbildung keine ſo wichtige Rolle ſpielt, weil nämlich das Genie der Schule nicht bedürfe, würde dabei gründlichſt widerlegt werden.

Wenn man den Entwicklungsgang der führenden Dirigenten, Komponiſten, Sänger und Inſtrumentaliſten der letzten Jahrzehnte verfolgt, ſo ſtößt man doch mit geradezu verblüffender Regelmäßigkeit auf eines der berühmten Konſervatorien, ſei es nun Leipzig oder Köln, Berlin oder München. Und wo ich auch hinkam auf mannigfachen Konzertreiſen, immer wieder fand ich in den führenden Stellungen Muſiker, die einem begeistert von der in einer dieſer Städte verbrachten Studienzeit berichteten. Auch iſt mir als beſonders eindrucksvoll in dieſer Richtung eine feſtliche Veranstaltung des Kölner Konſervatoriums in Erinnerung, für deren Durchführung ſich ehemalige Schüler der Anſtalt zur Verfügung geſtellt hatten. Es waren excluſiv Namen von hohem Klang, ja Künſtler von Welt Ruf (ſich erwähne aus dem Gedächtnis und unvollſtändig: Karl Elmendorf, Volkmar Andrae, Alfred Sittard, Elli Ney, Alfred Höhn, Max Strub), die dieſes denkwürdige „Schülerkonzert“ durchführten. Sie alle waren freudig herbeigeeilt, um ſich dankbar zu der Anſtalt zu bekennen, der ſie ihre Ausbildung verdankten.

Nun iſt es natürlich nicht ſo, als ob es nur an dieſen Hochſchulen große Begabungen gegeben hätte. Es iſt beſtimmt auch nicht ſo, als ob nicht auch außerhalb dieſer Schulen von einzelnen Künſtlern ganz anſgezeichneter Unterricht erteilt worden ſei. Was jedoch dieſe Inſtitute befähigt, eine ſo tiefgehende Wirkung auszuüben und tatſächlich zu ganz überwiegendem Teil den Nachwuchs für die führenden Stellen zu „liefern“, das war und iſt zunächſt dies: dadurch, daß an dieſen Schulen für ſämtliche Unterrichtsgebiete hochwertige Lehrkräfte wirken, iſt einzig und allein dieſejenige umfaſſende und nach einheitlichen großen Maßſtäben ausgerichtete Ausbildung gewährleistet, die nun einmal für den großen Muſiker auch bei hervorragender Begabung unentbehrlich und ſchlechthin unerſetzlich iſt.

Dazu kommt dies: derartige leistungsfähige Inſtitute üben naturgemäß eine große Anziehungskraft auf die Förderung ſuchenden Talente aus. Die dadurch ermöglichte ſorgfältige Begabungsausleſe ſichert einen außergewöhnlich guten Begabungsdurchſchnitt der Schüler, der den edlen Wettſtreit der Beſten, ein ſtetes Meſſen der Kräfte mit Gleichſtrebenden und mit Gleich- oder noch mehr Begabten zur Folge hat. Dadurch iſt von vornherein ein hoher Leiſtungsſtand gewährleistet, und der junge Muſiker wird zeitig und unmerklich zu jener Hochſpannung aller Kräfte erzogen, die in der Kunſt ſtets die Vorausſetzung für alle wirklich großen Leiſtungen iſt. Und ſchließlich kommt als nicht unwesentlicher Geſichtspunkt noch der hinzu, daß eine ſolche

Schule auf Grund ihres Anſehens leichter in der Lage iſt, auch nach außenhin zu wirken und den jungen Kräften, die ſie heran- gebildet hat, die Wege zu ebnen, die ſie zu den ihrem Können entſprechenden Stellen im deutſchen Muſikleben hinführen.

Muſikaliſche Bildungsſtätten, die dieſen hohen Anſprüchen entſprechen, können natürlich niemals „rentabel“ ſein — ſie bedürfen ebenſo wie die nach hohen künſtleriſchen Geſichtspunkten geleiteten Theater, Konzerte und ebenſo wie die Univerſitäten und Techniſchen Hochſchulen der Förderung und finanziellen Sicher- ſtellung durch Staat und Gemeinden. Nur bei Bereiſtſtellung der notwendigen Zuſchüſſe können die Studiengelder trotz des hohen Leiſtungsſtandes ſo feſtgeſetzt werden, daß auch den Minder- bemittelten eine hochwertige und umfaſſende künſtleriſche Aus- bildung ermöglicht wird. Mehr und mehr bricht ſich neuerdings die Anſicht Bahn, daß die Heranbildung des Nachwuchſes auf die Gebiete der Kunſtpflege die allerdringlichſte Aufgabe iſt, da die hier und da noch auftretenden Klagen über ſchlechten Beſuch der Theater und Konzerte von ſelbſt ſchwinden werden, ſobald dieſe Inſtitute durch den Hochſtand der Leiſtungen wieder ihre volle Anziehungskraft auszuüben imſtande ſind.

Es geht aus dem Gefagten ohne weiteres hervor, was eine führende Muſikſchule für die Förderung der geiſtigen und künſtleriſchen Kräfte eines Landes und für die Sicherung des ihm zukommenden Anteils am kulturellen Schaffen der Nation zu leiſten vermag. Daß ausgerechnet dem ſprichwörtlich muſik- begabten und muſikfrohen Schlefien eine umfaſſende muſikaliſche Bildungsſtätte ſo lange verſagt blieb, daß die Stadt Breslau, deren Singakademie ſchon früh im deutſchen Muſikleben Namen und Rang hatte, deren Oper ein Hans von Bülow als der Leipziger ſtark überlegen rühmte, auf dieſem Gebiete der Muſik- pflege lange Zeit hinter den anderen führenden Muſikſtädten zurückſtehen mußte, das erſcheint immer wieder völlig unbegreif- lich. Um ſo dankenswerter iſt es, daß nun im Dritten Reich dank der Initiative des Oberbürgermeiſters der Hauptſtadt Breslau und dank der tatkräftigen Förderung ſeitens der ſtaat- lichen Stellen und beſonders ſeitens des Präſidenten der Reichs- muſikammer durch die Gründung der Schlefifchen Landesmuſik- ſchule jahrzehntelang Verſäumtes endlich aufgeholt wurde. Wie notwendig dieſe Gründung war, daß ließen ſchon die erſten Aufnahmeprüfungen auf das Eindrucksvollſte erkennen; und wie weit die Anziehungskraft der Schule heute bereits reicht, darüber gibt das Verzeichnis der Studierenden mit der Angabe der Heimatorte Aufſchluß, das eine große Zahl ſchlefifcher und oſt- deutſcher Städte- und Ortsnamen, daneben aber auch Dresden, Wien, Kattowiß, Biala und andere aufweiſt. „Gebt dem Schlefier ein Inſtrument in die Hand, und er wird ſpielen!“ ſagt das Sprichwort, und in der Tat wickten beſpielsweiſe die Aufnahme- prüfungen in der Orcheſterklaſſe, in die die Schüler — im Gegen- ſatz zu den anderen Abteilungen — zumeiſt ohne jede Vor- bildung kommen, wie eine lebendige Illuſtration zu dieſem Wort. Vielleicht noch erſtaunlicher allerdings iſt der Reichtum an ſchönen Stimmen und an ausgeprochen großen geſanglichen Begabungen, den die Geſangsklaſſen aufweiſen. Und das iſt gut ſo. Denn ſchließlich bleibt der Geſang die urprünglichſte und unmittelbarſte Äußerung deutſchen Seins und Empfindens. Dem völkifchen Ausdrucks- und Geſtaltungswillen aber will die Schlefifche Landesmuſikſchule in erſter Linie dienen im Sinne Richard Wagners, der die Pflege deutſchen Geiſtes in der Muſik und durch die Muſik als die erſte Aufgabe der deutſchen Muſikſchulen bezeichnet hat. Möge es ihr und ihrem führende künſtleriſche und kunſterzieheriſche Kräfte des Landes zuſammenfaſſenden Lehr- körper vergönnt ſein, dahin zu wirken, daß Schlefien zum Wunderwerke der deutſchen Muſik mehr und mehr den hohen Beitrag leiſtet, zu dem dieſes muſikgeſegnete Land in einzig- artiger Weiſe berufen erſcheint. Prof. Heinrich Boell

HEIMABENDGESTALTUNG

Heimabendgestaltung für euch, schaffende Frauen!

Unsere Anregungen zur Heimabendgestaltung sind in erster Linie für alle die Vertrauensfrauen gedacht, die ohne fremde Hilfe einen Heimabend durchführen müssen. Alle Vorschläge sind darum absichtlich so gehalten, daß sie im bescheidensten Rahmen ohne große Vorbereitungen durchführbar sind. Wir wollen damit den Heimabend in allen Betrieben, auch den kleineren, möglich machen. Heimabende größeren Stiles werden am besten in Zusammenarbeit mit dem „Volksbildungswerk“ durchgeführt.

Wort des Monats:

Pflanzt das Dritte Reich in die Herzen der Menschen, und es wird unzerstörbar sein.

Gedenktage des Monats:

5. Januar 1919:
Gründung der NSDAP. als „Deutsche Arbeiterpartei“.
30. Januar 1933:
Gründungstag des Dritten Reiches.
13. Januar 1935:
„Die Saar kehrt heim.“

Unser erster Vorschlag:

Lied: „Uns ward das Los gegeben.“

Gedicht von Schumann: „Auferstehung.“

Sirenen heulen und die Schote qualmen,
Motoren donnern herrlich durch die Luft,
Maschinen surren und die Räder malmen.
Das Heer der Arbeit zieht. Ein Wille ruft.

Ein Atem weht vom Meer bis zu den Almen
Heiß und befehlend in die letzte Bucht.
Das schwere Korn wogt auf den hohen Halmen.
Die Frauen tragen stumm und stolz die Frucht.

Ein Marsch dröhnt auf, unendliche Kolonnen,
Ein Volk marschiert, das sich sein Schicksal sucht.
O wie ein Glanz von nie gekannten Sonnen.

Auf unsere Fahnen stürzt! Die dunkle Wucht
Des reinen Willens — Sehnsucht, Leid und Tat
Glüht sie zusammen — und sie schöpft den Staat.

Wir wollen in unseren Heimabenden öfter als bisher aus „Mein Kampf“ vorlesen. Denn wie viele unserer werktätigen Frauen haben das Buch noch nie in der Hand gehabt, ganz einfach deshalb, weil in den meisten Fällen auf ihren Schultern neben der Werkarbeit noch die Sorge für Familie und Haushalt ruht, so daß zum Lesen selten Zeit bleibt. Wir wollen darum unsere Heimabende benützen, immer wieder aus dem Buch des Führers vorzulesen.

Wir lesen in diesem Monat:

Kapitel 9, Seite 244, aus „Mein Kampf“: „Die Deutsche Arbeiterpartei“.

Gedicht:

Du, Deutschland, wirst bleiben,
wenn wir auch vergehen.
Du wirst dich entfalten,
wir werden verwehn.
Doch was wir geschaffen,
wir schufens für dich.
Was je wir geopfert,
war Opfer für dich.
Und Söhne werden und Enkel erstehen,
und leben und werken
und kämpfen für dich: Deutschland!

Gemeinsames Lied:

Nichts kann uns rauben
Liebe und Glauben zu unserem Land.
Es zu erhalten und zu gestalten
sind wir gesandt.

Mögen wir sterben,
unseren Erben gilt dann die Pflicht:
Es zu erhalten und zu gestalten,
Deutschland stirbt nicht!

Unser zweiter Vorschlag:

Deutscher Winter (Volkslieddichtung aus dem 15. Jahrhundert):

Nach grüner Farb mein Herz verlangt
in dieser trüben Zeit.
Der grimmig Winter währt so lang,
Der Weg ist mir verschneit.
Die süßen Vöglein, jung und alt,
Die hört man lang nit meh.
Das tut des argen Winters Gewalt,
Der treibt die Vöglein aus dem Wald
Mit Reif und kaltem Schnee.

Er macht die bunten Blümlein fahl
Im Wald und auf der Heid,
Dem Laub und Gras allüberall,
Dem hat er wiederseit.
All Freud und Lust wird jeto feil,
Die uns der Sommer bringt.
Gott geb' dem Sommer Glück und Heil,
Der zieht nach Mittertag am Seil,
Daß er den Winter zwingt.

Vorlesen aus Löns: „Mümmelmann“ oder „Das Lönsbuch“ oder Trenk: „Meine Berge.“ Viel Freude bereitet auch ein Märchenabend in den langen Winterabenden. Wir pflegen damit altes Volksgut. Vielleicht kann auch einmal ein Märchen als Stegreifspiel aus dem Zuhörerkreis heraus gestaltet werden.

Was arbeiten wir in unseren Heimabenden?

In den Monaten vor Weihnachten haben viele Vertrauensfrauen unsere Anregungen aufgegriffen und für das WfW. gearbeitet. Aus alten Stücken, aus Fabrikresten und Abfällen sind so praktische und nette Sachen entstanden, daß wir jetzt vorschlagen, weiterzuarbeiten. Wir wollen dann im Frühjahr mit den fertigen Sachen dem Führer zum Geburtstag eine Freude bereiten. Das ist ein schönes Ziel, helfst alle mit! **Margarete Oettel**

William Kramer

Breslau, Schweidnitzer Straße 38/40

Mäntel und Anzüge · Oberhemden, Cachenez und Schals
in aparten Mustern · Krawatten und Hüte bester Marken
Plaids, Rockdecken · Einrichtungskoffer und Reisetaschen

Leder-Jacken und -Mäntel, vollendet in Paßform und
Verarbeitung · Kamelhaar-Jacken und -Mäntel
Straffalaine-Kleider · Besonders schöne Handtaschen

Über allem: Qualität

Besuchen Sie das behagliche

Christian Hansen

Restaurant

Schweidnitzer Str. 16/18 · Telefon 582 51
Erstklassige Küche, beste Flaschen- u. Schoppenweine
Biere vom Faß · Schöne Festsäle und Hochzeitsräume

Tanzschule

Frau Else Gebel

Damen-Anmeldung f. neu
beginnende Kurse, auch f.
ältere Teilnehmer, u. Ein-
zelstunden bald erbeten.

Breslau, In der Dorotheenkirche 3 (Hansen)

Besucht
den

ZOO

Auch im Winter durch eine Vierteljahrskarte
gültig bis 31. März 1938 — Preis 2.- RM, Kinder 1.- RM

Schlesische Landesmusikschule

Direktor: Professor Heinrich Boell

Ausbildung in allen Zweigen der Tonkunst — Opernschule — Orchesterschule

Lehrkräfte u. a.: Kammerfängerin M. Siems, Opersänger R. Groß, Oberspielleiter H. Köhler-
Helffrich, Kapellmeister F. Rau (Opernschule) — Br. v. Pozniak, M. Kartscher, A. Zur (Klavier)
H. Buchal, E. A. Voelkel (Komposition und Theorie), M. Hennig, G. Meyer (Violine)

Anmeldungen und Anfragen an die Schlesische Landesmusikschule zu Breslau, Taschenstraße 26/28, Fernruf 22601 (3054 u. 3055)

NS-Druckerei Breslau

Die Druckerei für Qualitätsarbeit

Breslau 2, Flurstraße 4, fernsprecher 52551
fordern Sie unverbindlich Vertreterbesuch

Neujahrs-Beginn:
festlich und feierlich!

*
Smokinghemden
Schwarze Schleifen
Seidene Socken
Handschuhe
*

Stets für Sie bereit


Strunz

Kaiser-Wilhelm-Str. 12 — Haus Huthmacher

*
Frackhemden
Frackwesten
Frackgarnituren
Frackschals
*

F I L M

Der deutsche Film hatte den Geburtstag des 75jährigen Gerhart Hauptmann zum Anlaß genommen, eine seiner markantesten Komödien, den

„Biberpelz“

herauszubringen. In einer Festveranstaltung in Breslau, der auch der Dichter beiwohnte, fand die Uraufführung dieses Filmes statt. Es gibt unter den Hauptmannschen Lustspielen nur wenige Werke, die eine so klar profilierte Regie verlangen, damit das Lustspiel nicht zur Posse wird. Denn das Thema verleitet gar sehr zu Überspitzungen und zu einem Arbeiten mit äußeren Effekten, die dem Stück eine Tendenz geben könnten, die in einer solchen verflachten Form vom Dichter gar nicht beabsichtigt war.

Denn der „Biberpelz“ ist eine Zeitsatire, voll spritzigen Humors, aber nichts anderes. So liegt ihm eine Tendenz, die verächtlich machen soll, fern. Es geht ja schließlich auch in diesem Stück darum, daß die Zeit nicht stehenbleibt, daß Formen, die vielleicht früher einmal als anerkannt galten, lächerlich wirken, wenn man sie in einer neueren, frischeren Zeitperiode zur Norm erheben will. Daß man sich nicht mit dem Nimbus des Zeremoniells umgeben darf, wenn die Welt sachlicher und kritischer geworden ist.

Daß der letzte Anhänger dieses Ritus, der Amtsvorsteher mit dem bezeichnenden Namen „Wehrhahn“, nun gerade von einer Diebin an der Nase herumgeführt werden muß, ohne daß dieser ver-

meintliche Menschenkenner bis zuletzt etwas ahnt, das ist die leidenschaftslose Abrechnung des Dichters mit einer Welt, die den äußerlichen Schein zum Dogma erhebt und die deshalb irrtgehen muß.

Sehen wir uns doch einmal die Menschen, die Hauptmann hier gestaltet hat, an. Sind sie nicht alle ernsthafte Kinder ihrer Zeit, wenn ihnen auch der Schalk immer wieder aus den Augen schaut? Da ist die Mutter Wolffen, die bei ihren kleinen Diebstählen gewiß viel mehr von Gewissensbissen gepeinigt worden wäre, wenn der „Menschenkenner“ Wehrhahn sie nicht in die Rolle der biederen, ehrlichen Waschfrau hineingedrängt hätte und die jetzt wohl gelernt hat, zwischen „mausen“ und „stehlen“ zu unterscheiden. Denn in der Welt rund um die Amtsstube Wehrhahns kommt es viel mehr auf die äußere Form an als auf den Inhalt, und die Wolffen wäre keine „gute, biedere Alte“, wollte sie sich dieser Anschauung widersetzen.

Und so wie die Wolffen sind die anderen Menschen in diesem Stück, der Dr. Fleischer, ein staats-, nein, ein „lebensgefährlicher Kerl“, die Töchter der Wolffen, Bestohlene und Fehler: Menschen mit ihren kleinen Sonderlichkeiten und Fehlern und Schwächen, die nur hier in dem Lichte der Satire ihre Tendenz erhalten, eine Tendenz, die es nicht nötig hat, sich im Zerrspiegel verzerrt zu lassen.

Der Film, der diese Diebeskomödie in einer gediegenen Besetzung der beiden Hauptrollen herausbrachte (Mutter Wolffen: Ida Wüst, Wehrhahn: Heinrich George), hat hier und da noch der Handlung kräftigere Akzente gegeben, und der starke Beifall bewies, daß die Besucher hier aus vollem Herzen lachend mitgingen.

F e l m u t W a g n e r

SCHLESISCHE MONATSHEFTE

MITTEILUNGSBLATT DER DEUTSCHEN ARBEITSFRONT, NS.-GEMEINSCHAFT „KRAFT DURCH FREUDE“

Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Karl-Heinz Kreusel, Breslau

Graphische Gestaltung: Georg Müller, Breslau.

Verlag: Gauverlag-NS-Schlesien, G. m. b. H., Breslau 5, Am Sonnenplatz · Druck: NS-Druckerei, Breslau 2, Flurstraße 4.

Manuskripte und Besprechungsexemplare sind nur zu senden an die Schriftleitung Breslau 1, Klosterstraße 8.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Lichtbilder übernimmt der Verlag keine Haftung · Die Rücksendung kann nur erfolgen, wenn ausreichendes Porto beiliegt.

Bezugspreis: Vierteljährlich 2,25 RM. Einzelheft 0,75 RM zuzüglich 6 Rpf. Bestellgeld monatlich · Bestellungen können bei jeder Buchhandlung sowie bei jeder Postanstalt aufgegeben werden oder auch direkt beim Verlag der Monatshefte, Breslau 5, Am Sonnenplatz (Postscheckkonto Breslau 74822, Fernsprecher 52551 und 52555).

Anzeigenpreis (nur Seitenteile): 1/2 Seite 100.— RM. Preisliste 5 · D. A. IV. Vierteljahr 1937: 4100.

Verantwortlicher Anzeigenleiter: Walter Gehrke, Breslau.